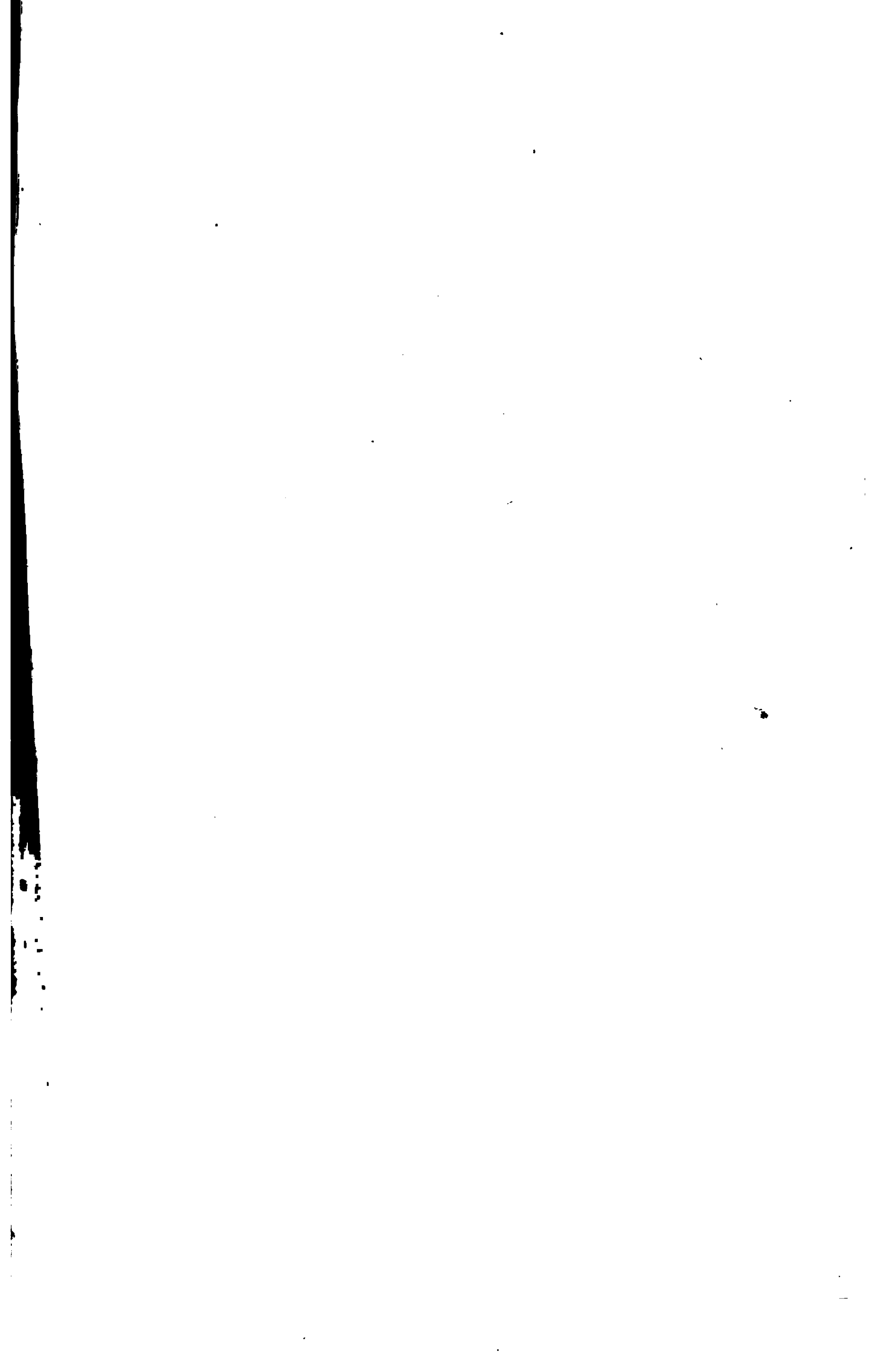




Max Eyth.

Max Eyth

der Dichter und Ingenieur

Ein schwäbisches Lebensbild

von

Theodor Ebner



Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 100.



Max Eyth

der Dichter und Ingenieur



Ein schwäbisches Lebensbild

von

Theodor Ebner



Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

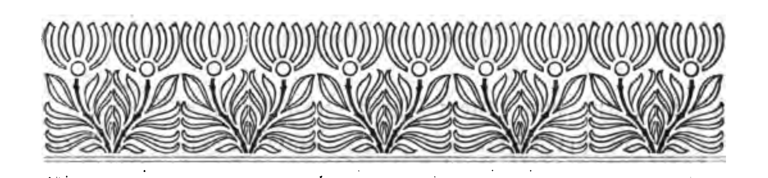
Verlags-Archiv Nr. 100.

Inhalt.



Werden und Wandern.





I.

Daheim und im Lande der Pharaonen.

Der Name Eyth hat im Schwabenlande einen guten und wohlvertrauten Klang, insonderheit für die vielen, die dereinst in den theologischen Seminaren zu Schönthal und Blaubeuren ihre klösterliche Erziehung genossen, um einmal als würdige Pfarrherren oder gelehrte Jugendbildner, die oft bei den alten Griechen und Römern besser Bescheid wissen als in ihrer deutschen und heimatlichen Geschichte, die Aufgabe ihres Lebens zu erfüllen. Und unter ihnen sind gar manche, die sich mit Freude und dankbarer Verehrung des „alten Eyth" oder, um mich korrekt und offiziell auszudrücken, des Professors und nachmaligen Ephorus Dr. Eduard Eyth in Schönthal und später in Blaubeuren erinnern. Als Mensch und Lehrer eines jener liebenswürdigen und kernschwäbischen Originale, die immer seltener werden, ein Mann mit gründlichem theologischem und philologischem Wissen, ein religiöses und poetisches Gemüt voll Wärme und Innerlichkeit, und begnadigt dabei mit einem sonnigen Humor, die ihm und den Seinigen das Leben erhellte und ihm auch im Ernst seines Berufs und im Verkehr mit seinen zahlreichen Schülern treu blieb. Das war Vater Eyth, dessen Häuslichkeit an der Seite einer warm-

herzigen und von echtem Christensinn beseelten Gattin — sie war die Verfasserin der „Bilder ohne Rahmen" — allen denen eine vorbildliche war, die an derselben teilnehmen durften. Sein Leben lang blieb Vater Eyth, der sich auch als Dichter, wie als Übersetzer griechischer Dramatiker und Historiker einen Namen machte, ein gewissenhafter und warmherziger Freund der Jugend, die er für alles Schöne und Hohe zu begeistern wußte. Seine Lehrtätigkeit hatte Vater Eyth in Kirchheim u. T. an der dortigen Lateinschule begonnen, und hier war ihm auch am 6. Mai des Jahres 1836 sein Sohn Max, von dem er sein Leben lang mit so berechtigtem Stolze erzählen konnte, geboren worden. Schon im vierten Lebensjahre ihres Erstgeborenen siedelten die Eltern nach dem kleinen Städtchen Schönthal an der Jagst über, wo Vater Eyth als Professor am dortigen evangelisch-theologischen Seminar wirken sollte. Es war eine schöne und glückliche Zeit für den Knaben, die er dort in dem Elternhause verlebte, und die Erinnerung an diese Tage begleitete ihn auch in die Ferne und führte ihm die Feder, als er seine Erzählung aus dem Bauernkrieg „Mönch und Landsknecht" schrieb. Die Romantik freilich, von welcher der Knabe in dem stillen Tale der Jagst träumte, war nicht in das Programm seiner künftigen Lebenslaufbahn aufgenommen. Vater Eyth hielt sich an die altwürttembergische Tradition, daß auch der Sohn den Beruf des Vaters und Großvaters, der Professor am Gymnasium in Heilbronn war, wählen solle, und so ließ man dem Sohne die Wahl zwischen Theologie und Philologie. Die Vorstudien zu seinem künftigen Beruf unter den Augen seines Vaters scheinen freilich keine sonderlich erbaulichen gewesen zu sein, und Eyth selbst zählt die Art und Weise, wie

er von diesem Ziele abkam, um sich dem Berufe des Ingenieurs zuzuwenden, zu den Geheimnissen von Natur und Leben, die noch kein Forscher zu ergründen vermochte. In der Tat ist es auch eine eigenartige Beobachtung: Die Eltern beide schöngeistig und der Vater der Vertreter eines Berufes, der mit dem Leben der Maschine und der Zahlen, mit der praktischen Arbeit so gar keinen Berührungspunkt hatte, und die Söhne — denn auch Eduard Eyth, der jüngere Bruder von Max, wählte später die Laufbahn des Technikers — mit Leib und Seele ergeben einem Berufe, der seine Jünger so rauh und unerbittlich hineinstellt in die Gegenwart und ihre Wirrsale. Die philologischen Studien, die ja im Seminar noch keine zu schwierigen waren, behagten eben dem jungen Max in keiner Weise. Mehr und mehr suchte er von denselben loszukommen, nachdem einmal sein „mathematischer Sinn" erwacht, und er von einem der Seminarrepetenten, Zeller, dessen er heute noch mit Dank gedenkt, in das Geheimnis der Zahlen eingeweiht worden war. „Freudig schlaflose Nächte lang", erzählte er selbst, „schob ich gerade Linien und Kreisbogen und später Ellipsen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um selbsterfundene Probleme zu lösen, und mit jedem Tage mehr versank für mich die klassische Welt in schönem, wesenlosem Scheine. Obgleich Philologe von altem Schrot und Korn, war mein lieber Vater ein ungewöhnlich verständiger Mann, dem ich das Beste verdanke, was der Mensch dem Menschen geben kann: meine Freiheit. Er glaubte jetzt zu wissen, was mit mir anzufangen sei, ließ die alten Zügel am Boden schleifen und dem jungen Füllen seinen Lauf."

Auf der im Jahre 1825 gegründeten polytechnischen Schule in Stuttgart, der jetzigen Technischen Hochschule, er-

hielt Eyth in den fünfziger Jahren seine Ausbildung, die namentlich der Unterricht des Mathematikers Gugler förderte. Es waren bei aller jugendlichen Fröhlichkeit und allem ungezwungenen studentischen Treiben doch Jahre voll ernsten wissenschaftlichen Strebens, dem Eyth drei erste Preise für Lösung technischer Aufgaben verdankte, und die nun folgende Zeit der Praxis, die ihn zuerst hinter den Schraubstock nach Heilbronn führte, erschien ihm keineswegs eine leichte und fröhliche. Der Sprung aus den luftigen Höhen einer polytechnischen Schule in die Tiefen der Praxis war nach seinem eigenen Bekenntnis in jener Zeit schwieriger als heutzutage, und schon damals flüchtete er sich gerne aus der prosaischen Misere des Alltags in das Land der Poesie. Seine in der Heilbronner Zeit entstandenen Lieder am Schraubstock legen davon ebenso Zeugnis ab wie seine in den nächsten Jahren entstandene romantische Dichtung „Volkmar". Nach wenigen Wochen schon siedelte er indessen von Heilbronn in die Maschinenfabrik von G. Kuhn in Berg über und von hier aus unternahm er dann auch seine ersten Geschäftsreisen, die ihn freilich vorerst nicht weit über die schwarzroten Grenzpfähle hinausführten. Erst das Jahr 1860 brachte ihm die erste Reise ins Ausland, nach Paris, um dort für seine Firma die Geheimnisse der Lenoirschen Gasmaschine kennen zu lernen und seine Erfahrungen mit derselben für die eigene Fabrik zu verwerten. Aber diese „Spionenfahrt" nach Paris führte zu nichts Gutem, und nun reifte in dem jungen Manne der Entschluß, das Ränzlein umzuschnallen und auf die Wanderschaft zu ziehen. Ohne festen Plan, nur um zu lernen und lernend zu schaffen. Gar zu rasch ging es nun freilich mit dem Finden von solch nutzbringender Arbeit nicht. Auf dem Wege durch

die Rheinlande über Belgien nach England gab es des Schönen und Interessanten ja mancherlei zu sehen, und ein empfängliches Gemüt, ein lernbegieriger Sinn, wie der seinige, zog auch aus dieser Reise nach einem unbekannten Ziele reichen Gewinn. Trotz aller gewichtiger Empfehlungen gelang es ihm indessen nicht, sofort eine passende Stellung zu finden, und als er im Mai 1861 von Antwerpen gen London fuhr, war auch ihm der Mut um ein Erkleckliches gesunken. Wohl schwankte er eine Zeitlang, ob er nicht den Rückweg in die Heimat antreten sollte, aber bald war er Herr über dieses Schwanken geworden, und wenn ihm auch in London nicht sogleich das Glück winkte, von einem Verzagen war nun nicht mehr die Rede. Eine mit einem gewissen Mister Johnson angeknüpfte Verbindung, die freilich nach mancherlei Verhandlungen über den von dem Engländer geplanten Bau eines neuen Eisenbahnwagens wieder in die Brüche ging, unterbrach das Einerlei des Tages wohl eine Zeitlang, allein ein festes Engagement wollte sich trotz aller Empfehlungsschreiben, die Eyth hatte, nicht finden lassen. Die große Jahresausstellung der Royal Agricultural Society of England in Leeds brachte ihn auf den Entschluß, dorthin zu reisen, und hier nun machte er die Bekanntschaft des Erfinders des Dampfpflugs Fowler, die von so großer Bedeutung für seine Zukunft werden sollte. Es ging freilich noch geraume Zeit vorüber, bis es zu einem Engagement bei Fowler kam, und erst im September des Jahres konnte Eyth das Zustandekommen eines solchen berichten. Glänzend war die Stellung ja vorerst nicht, aber sie bot wenigstens Aussichten für die Zukunft.

* * *

Unter dem Zeichen des Dampfpflugs standen damit nun für Max Eyth die kommenden Jahre, die ihn nach einem kurzen Aufenthalt in Leeds in aller Herren Länder führen sollten. Die Einführung des Fowlerschen Dampfpfluges ging nur langsam vorwärts und bot der Schwierigkeiten viele. Allein mit frischem Mute stellte sich Eyth mitten hinein in das Getriebe der großen Fabrik, wenn auch sein Trieb in die Ferne vorerst noch unbefriedigt bleiben sollte. Der Plan einer Reise nach Ägypten, wohin für den Oheim des Vizekönigs zwei Dampfpflüge geliefert werden sollten, kam nicht zur Ausführung; die Anträge eines deutschen Missionars, mit ihm nach China überzusiedeln, zerschlugen sich ebenfalls, und erst der Beginn des neuen Jahres 1862 eröffnete Eyth die Aussicht, auf der Londoner Weltausstellung sein Wissen und Können zu erweitern und neue Beziehungen anzuknüpfen. Einige von ihm gemachte maschinelle Verbesserungen an dem Fowlerschen Dampfpflug fanden den ungeteilten Beifall seines Chefs, der ihm unbegrenztes Wohlwollen entgegenbrachte und in seinem Eyth die geeignetste Persönlichkeit zur Vertretung der Firma in London sah. Schon im April fuhr Eyth dorthin ab, und wenn auch die Arbeit, die dort seiner wartete, eine gewaltige war, so fand er doch immer wieder Zeit, das Leben und Treiben um sich her mit heiterem, aber auch scharfem Auge zu beobachten und in bunten wechselreichen Bildern den Seinigen davon zu berichten. Freilich die Unruhen eines solchen Aufenthalts ermüdeten zuletzt auch ihn, und freudig hieß er deswegen den Schluß der Ausstellung willkommen. Der Aufenthalt in Leeds indessen, wo ihn in den nächsten Monaten die Vervollkommnung des sogenannten Fowlerschen Dampfmaschinensystems vollauf beschäftigte, sollte kein

allzulanger sein. Seine Reisebestimmung war für die nächste Zeit Ostindien, und der Transport einiger Dampfpflüge dorthin. Daneben hatte er den Auftrag auf der Durchreise in Ägypten dortige Dampfpflüge und andere Maschinen in Gang zu bringen, und er faßte diese Aufgabe so gründlich auf, daß er gar nicht nach Indien kam.

Das Land der Pyramiden war Eyths Kindheitstraum gewesen, und nun stand er vor seiner Verwirklichung. Mit Ägypten begann er seine Wanderjahre. Seine dreibändige Briefsammlung „Im Strome unserer Zeit", seine Sammlung von Skizzen und Erzählungen „Hinter Pflug und Schraubstock", und vor allen Dingen sein einzig in seiner Art dastehender, Vergangenheit und Gegenwart in sich vereinigender Roman: „Der Kampf um die Cheopspyramide", erzählen davon.

Nun war er auf dem Wege nach dem Wunderland der Pharaonen. Im Jahre 1861 war der erste Fowlersche Dampfpflug nach Ägypten gekommen und hatte dort am Fuße der Pyramiden seine kulturgeschichtliche Mission begonnen. Im Januar des Jahres 1863 war Ismael Pascha, vom Sultan Abdul Asis zum Vizekönig von Ägypten ernannt, in Alexandrien eingezogen. Der Gründer der vizeköniglichen Familie, Mohammed Ali, der Sohn eines kleinen arnautischen Polizeibeamten, hatte nach dem napoleonischen Einfall zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem türkischen Paschalik Ägypten nahezu die Unabhängigkeit, sich selbst und seiner Familie die Erblichkeit der Stellung des Walis der Provinz erkämpft und im Innern die Macht der Mamelucken gebrochen, als er im Jahre 1849 im Wahnsinn starb. Die Vizekönige zwischen ihm und Ismael Pascha regierten nicht lange; und erst diesem letzteren gelang es, wieder festen

Fuß im Land der Pharaonen zu fassen. Sein legitimer Nachfolger Halim Pascha war der, in dessen Dienste Eyth trat, um als sein Ingenieur en chef und künftiger Chefingenieur von Ägypten in den Jahren 1863—1866 die merkwürdige Entwicklung Ägyptens unter dem neuen Herrscher mitzuerleben.

Ismael Pascha fand beim Antritt seiner Regierung Land und Volk in einer verhältnismäßig erträglichen Verfassung. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse ließen freilich noch viel zu wünschen übrig, und erst als Halim Pascha den ersten Dampfpflug in Ägypten einführte, eröffneten sich günstigere Aussichten. Er hatte die Einführung der allgemeinen Dampfkultur im Auge und hatte triftige Gründe, dieselbe für Ägypten für besonders ausführbar und wünschenswert zu halten. Der technischen Schwierigkeiten gab es hier natürlich genug zu überwinden, und als Eyth nun die Leitung der landwirtschaftlichen und industriellen Unternehmungen Halim Paschas übernahm, harrte seiner eine schwierige Aufgabe, die durch den Widerstand, den er bei den Leuten Halim Paschas fand, nicht leichter gemacht wurde. Aber frohen Herzens und sich freuend auf die Herrlichkeiten, die seiner harrten, hatte Eyth die Reise angetreten. Im Februar kam er in Kairo an, und nachdem erst die Audienz bei Halim Pascha auf dessen Gut in Schubra vorüber war, griff Eyth sofort mit aller Energie die Arbeit an. Vorerst immer noch als Vertreter der Fowlerschen Firma in Leeds. Noch immer war deswegen die indische Reise nicht endgültig aufgegeben. Bald aber trat die Wahl zwischen Ägypten und England an ihn heran. Die Bankiers Halim Paschas in Alexandrien und Kairo, Briggs & Cie., traten im Auftrag des letzteren an Eyth mit dem An-

sinnen heran, ganz in seine Dienste zu treten, und da Fowler auch in seinem eigenen Interesse sich damit einverstanden erklärte, so hatte Eyths Engagement keinerlei Hindernis mehr. Schubra wurde nun sein künftiger Wohnsitz, ein kleines Dorf mit einem griechischen Kneiplein, mit dem Palast und Harem des Paschas, mit schönen im ganzen Orient berühmten Gärten und mit einem großen Landgut, alles etwa vier englische Meilen nördlich von Kairo, hart am Ufer des Nils, genau an dem Punkte, wo das Delta beginnt.

Nun gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Der Fowlersche Dampfpflug brach sich überall Bahn, Fowler mußte infolge der aus Ägypten einlaufenden Bestellungen seine Fabrik um das dreifache vergrößern, und der Vizekönig, der nicht warten wollte, hatte die Vergrößerung bezahlt. Neben der Bewässerung Ägyptens, die eine Hauptaufgabe des Vizekönigs war, ergab sich, wie Eyth selbst berichtet, in dem Baumwollbau dem Fellah und seinem Meister eine Aufgabe, welcher der altägyptische Pflug in keiner Weise gewachsen war. Es war die Zeit des Baumwollfiebers, in die Eyth gekommen war. Nicht allein die Verbreitung seines Dampfpflugs war es, die ihn überall hinrief, auch die Bewässerungsanlagen für Ägypten nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und daneben fand er noch Zeit zu Entwürfen mancher Art, die namentlich auch der Baumwollkultur zugute kommen sollten. Mit Halim Pascha stand er dabei fortgesetzt auf bestem Fuß; er konnte sich rühmen, einen landwirtschaftlichen Maschinenbetrieb ins Leben gerufen zu haben, wie er sonst nirgends damals in der Welt existierte. Halim Pascha teilte ihm seine Absicht mit, von der türkischen Regierung die Konzession für etliche 15000

Hektar besten, aber völlig unkultivierten Bodens hinter Jaffa zu erbitten, die durch Dampf in einen Garten verwandelt werden könnten, und der Gedanke, seine Maschinen sogar im gelobten Lande führen zu können, erfüllte Max Eyth mit stolzer Freude.

Vorerst gab es freilich in Ägypten noch genug zu tun; vor allem galt es den Kampf mit der leidigen Konkurrenz, und als dieser glücklich zu Ende geführt war, warteten neue Aufgaben. Gerade in dieser Zeit traf Eyth die ihn tief erschütternde Kunde von Fowlers Tod, gerade jetzt auch traten neben manchen neuen Erfolgen mißliche Ereignisse aller Art ein, die Cholera wütete in Ägypten, die Baumwollkrisis brach aus, Ismael Pascha wankte, eine Mißernte brachte schwere Not, und Eyth selbst bekennt, daß auch für ihn während des dreijährigen Aufenthalts im Lande der Pharaonen die Romantik desselben bedeutend farbloser geworden war. Zunächst, obgleich Halim Pascha infolge von Zwistigkeiten mit dem Vizekönig die Freude an seinem Ingenieurwesen mehr und mehr verlor, war Eyth entschlossen, zu bleiben, und Halim Pascha war damit einverstanden. Aber früher als er selbst gedacht hatte, mußte er nach Hause melden, daß seine ägyptische Laufbahn zu Ende sei. Halim Pascha kam in eine böse Geldklemme, mußte seine Besitzungen weit unter dem Wert verkaufen und sich unter solchen Umständen auch zu einer Trennung von Eyth, so schwer ihm dieselbe auch fallen mochte, entschließen. Eyth selbst hatte von dem neuen Chef der Firma Fowler ein sehr günstiges Angebot erhalten. Nach mancherlei Abschiedsfesten trat er, auch um, wie er launig schreibt, der Gefahr sich zu verlieben, zu entgehen, im Mai 1866 die Reise in die Heimat an.

„Und so lasse ich denn meinen Orangengarten und den

Nil, die Wüste und mein arabisches Roß, und gehe wieder einer nebeligen Zukunft entgegen, um den alten Kampf mit dem Leben von neuem aufzunehmen. Das Los des Mannes. Glaubet nicht, daß mich das auch nur einen Augenblick geärgert oder bekümmert hat!" — Und Eyth hat das Land der Pyramiden wiedergesehen.

II.

Wanderjahre in der weiten Welt.

„Es gibt Vögel, die nie ein Nest finden", hatte Max Eyth einmal in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Ägypten geschrieben. Wie stilles Heimweh klingt es aus diesen Worten, und als er endlich den Eltern vermelden konnte, daß man ihn im Anfang Juni am Horizont aufsteigen und bei gutem Wetter mit bloßem Auge hinter einem schwäbischen Bierglas werde sitzen sehen können, da klang's aus diesen Worten wie stille Freude darüber, daß er nun einmal wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, werde Heimatluft atmen dürfen. Denn zum dauernden Ausruhen war der Mann, der wiederholt bekennt, daß das einzige, was ihn körperlich und geistig herunterstimme, Feier- und Ferienzeiten seien, noch lange nicht geschaffen. Etliche Monate wohl Freiheit von der Arbeit, Besuche in Venedig, Wien, München und Paris, und zuletzt ein längerer Aufenthalt in der schwäbischen Heimat, wo man ihm allerdings im Jahre 1866 seine Preußenfreundlichkeit nur mit seinem Aufenthalt bei den Wilden entschuldigte; — das alles war doch nur eine Art von Vorbereitung für die Arbeit, die seiner

im Herbst bei Fowler wartete. Dort fiel ihm denn auch sofort die Aufgabe zu, die Vereinigten Staaten der Dampfpflugkultur zu erschließen, und schon im November des Jahres befand er sich in New-York. In erster Linie handelte es sich dort darum, die schon in Anwesenheit eines Baron van Havre in England gemachten Versuche mit einer Vorrichtung zum Schleppen von Schiffen auf Kanälen und Flüssen, auf dem Eriekanal, welcher Buffalo und den Eriesee mit Albany und dem Hudson verbindet, praktisch zu erproben. Das Resultat dieser Proben war denn auch zuletzt ein günstiges; der Winter aber machte weiteren Versuchen vorerst ein Ende, und das neue Jahr stellte Eyth vor die Aufgabe, den ersten Dampfpflug in Luisiana aufzustellen und einzuführen. Eine aus diesem Anlaß veranstaltete Ausstellung hatte einen im allgemeinen günstigen Erfolg, obschon die amerikanische Presse sich der Dampfpflügerei durchaus nicht günstig gestimmt zeigte, und obwohl infolge des Krieges und eines Mißjahres die Lust zu kaufen keine sehr große war. Nur einer der reichsten Pflanzer, ein gewisser A. Marshall, schien Lust zur Erwerbung eines Fowlerschen Dampfpflugs zu haben, aber erst mußte derselbe auf seinen Besitzungen mietweise Dienst tun, und als es sich dann im Frühling darum handelte, die amerikanische Regierung in Washington für die neue nach Eyths Angabe in Leeds erbaute Schleppmaschine zu interessieren, stellten sich auch hier Schwierigkeiten mancher Art ein. Die Aufhebung des Zolls auf Dampfpflüge hatte Eyth um eine runde Summe Gelds erreicht, nun galt es, das gleiche auch für die Maschinen zur Seilschiffahrt herauszuschlagen, und die damit verbundenen Unterhandlungen konnten zuletzt auch nicht anders als durch den gewichtigen Dollar abgeschlossen werden.

An greifbaren Erfolgen hatte Eyth freilich im Anfang nur wenig zu verzeichnen. Es ging ihm, wie man sagt, alles gegen den Strich. Die Eingangszölle für die Maschinen machten immer wieder Schwierigkeiten, trotzdem er das Geld an geeigneter Stelle nicht sparte. Allein Eyth ließ den Mut nicht sinken, und gelegentliche Erlebnisse, wie das in Honsdale in Pennsylvanien, wo ihn infolge seines Klavierspieles die dortige Baptistengemeinde zum Organisten erküren wollte, gaben auch seinem Humor neue Nahrung. Erst im Juli 1867 konnte er melden, daß die Sache Fortschritte mache, die Seilschiffahrt entwickelte sich günstig weiter und auch die Einführung der Dampfpflüge machte sich nun weit leichter. Es gelang ihm zudem, einen Pflug für die Zuckerkultur zu konstruieren, dem man in New-Orleans große Bedeutung beilegte, und wenn das zu Ende gehende Jahr auch, in Dollars und Cents ausgedrückt, kein glänzendes Resultat hatte, so hatte es doch seine technischen Kenntnisse und vor allem seine Lebenserfahrung um ein ganz bedeutendes Stück gefördert. Gleich im Anfang des Jahres 1868 trat man denn auch mit dem Ansinnen an ihn heran, seinen Dampfpflug auf die Ausstellung der Landwirtschaftsgesellschaft in Luisiana zu bringen, und als diese zu leidlicher Befriedigung des Ausstellers geschlossen war, machte sich Eyth mit dem Gedanken, das Land der Yankees und Dollars demnächst wieder zu verlassen, vertraut. Der Pläne schwebten ihm ja wohl manche vor, und an Arbeit hätte es wohl auch nicht gefehlt, aber nachdem einmal der erste Pflug auf amerikanischem Boden eingebürgert war, konnte Eyth seine Aufgabe als erledigt ansehen, und er tat dies um so lieber, als ihm die politischen Verhältnisse immer weniger zusagten. So machte er sich denn im Mai auf die Heim-

reise nach London. Das Amerika, das er damals auf seinen Kreuz- und Querzügen kennen lernte, ist heute ein anderes, und er selbst bekennt, daß die Eindrücke, die er von dem Lande mitgenommen habe, nicht die maßgebenden für die Beurteilung des Landes in jener Zeit sein können und sollen.

Ruhe und Rast gab es offenbar für Eyth bei den Fowlers nicht. Kaum wieder in Europa und in Leeds angekommen, erhielt er eine Ordre nach Belgien, wo Schleppschiffe nach seinen Skizzen gebaut werden sollten. Die Maschinen dazu mußten freilich in England hergestellt werden, und daß sich aus diesem zweiteiligen Geschäft eine doppelt schwierige Aufgabe herausbildete, war erklärlich. Dazwischen hinein gab es eine kurze Reise nach England, wo bei der Ausstellung der englischen Landwirtschaftsgesellschaft in Leicester ein großes Preiswettpflügen stattfand, das den Fowlers nicht weniger als zehn von den dreizehn ausgesetzten Preisen eintrug. Dann ging's wieder zurück nach Belgien, und in Paris, wohin er inzwischen einmal ging, um an seinem ersten Drahtseil in Frankreich einen kleinen Schleppapparat laufen zu lassen, hatte er insofern Erfolg, als ihm dort der Auftrag wurde, eine Denkschrift über die „Tauerei" auszuarbeiten. Für Belgien selbst galt es nun, den Aufenthalt dort so glänzend wie möglich abzuschließen und zu zeigen, was man geleistet habe und leisten könne. Es standen Eyth hierfür die Linien zwischen Lüttich und Namur und drei Drahtseilschlepper der Maasgesellschaft zu Gebote, und zu diesem Schauspiel, das für ihn mit einem vollen Sieg endigen sollte, war „ganz Europa und ein Teil von Amerika" geladen. Aber nun spürte auch Eyth, daß es selbst einem tüchtigen Menschen nicht gegeben ist, an drei bis vier Orten gleichzeitig zu sein, und bald sah er sich so

vor die Entscheidung gestellt, ob er auf trockenem Lande weiter leben oder sein Schicksal ganz dem Wasser anvertrauen wolle. Er entschloß sich für das Land und war nun, wie er annimmt, für die nächsten zehn Jahre an Fowler und seine Dampfkultur gebunden. Ohne Reisen ging es freilich auch jetzt nicht ab. Österreich und Deutschland sollten nun auch dem Dampfpflug erschlossen werden, aber schon im Anfang des Jahres 1870 sehen wir Eyth auf dem Wege nach Trinidad, der südlichsten der Antillen, und bei seiner Rückkehr im Mai von dort brachte er reiche Ausbeute an Plänen für neue Geräte mit, wie man sie in Europa fern vom eigentlichen Schlachtfeld nie hätte ausklügeln können. Nun war ja wohl zunächst Österreich ins Auge gefaßt worden, dazwischen hinein war auch wieder Ägypten in Betracht gezogen worden, wo der Vizekönig für die nächste Saatzeit 100 Hektar gepflügt haben wollte, und wo gleichzeitig ein Drahtseil in die Nilkatarakte gelegt werden sollte. Aber mitten hinein in all diese Pläne und Entwürfe fiel der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und lähmte auch in England jedes Geschäft. Eyth nahm an dem Schicksal seiner deutschen Heimat und dem Gang der Ereignisse den innigsten Anteil, und das um so mehr, als sein jüngerer Bruder Eduard ja selbst auch im Felde stand und später als Gefangener sich in Paris aufhielt. Sofort nach Ende des Krieges, dessen ruhmreich-deutschen Ausgang er mit hellem Jubel begrüßte, traten an Eyth wieder neue Aufgaben heran. Es sollte nun ein großer Bewässerungsplan für Ägypten ausgearbeitet werden, allein nicht die Ausführung dieses Planes, sondern die Lieferung von neuen Dampfpflügen für die Zuckerfabrik des Vizekönigs führten Eyth wieder nach Ägypten, von dort zurück nach Wien und dann wiederum nach Leeds, wo er

gerade zur rechten Zeit ankam, um einen dort ausbrechenden Streik mit zu erleben. Dann ging's wieder nach Österreich, wo indessen die Gründerperiode angebrochen und deswegen geschäftlich nur wenig zu holen war. Trotzdem begannen nun in Leeds die Vorbereitungen für die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 und der Plan der Einführung der Seilschiffahrt auf dem Bridgewaterkanal. Dazwischen hinein kam wieder eine kurze Reise nach Ägypten, wo ebenfalls die Angelegenheit der Seilschiffahrt ihrer Erledigung harrte, und dann begannen die vielen Leiden und die wenigen Freuden der Wiener Weltausstellung, die durch allerlei unerquickliche Ereignisse und gelegentliche Reisen da und dorthin unterbrochen wurden, so daß Eyth aufatmete, als endlich der ganze Wiener Ausstellungstrubel zu Ende und er wieder in seinem Junggesellenheim in Leeds war, das er in so behaglichen Farben in seinen Briefen schildert.

Jedes Jahr brachte nun neue und keineswegs leichte Aufgaben, die Eyth, der sich im Laufe der Zeit zum wissenschaftlichen Generalstabschef der Firma emporgearbeitet hatte, immer wieder in anderer Herren Länder führten. Der Bau eines neuen Versuchsschiffes für den Bridgewaterkanal, das die Schwierigkeiten beim Umfahren von scharfen Krümmungen überwinden sollte, war die nächste Aufgabe, die bald eine glückliche Lösung fand, und ebenso schlugen die Probearbeiten mit einem neuen Wendepflug zur Zufriedenheit des Erfinders aus. Und schon tauchte wieder eine neue Unternehmung im Hintergrunde auf. Ein Neuyorker Zuckerraffineur und kubanischer Pflanzer wollte alle möglichen Maschinen, und das Geschäft kam auch zustande, aber nicht Max Eyth, sondern sein Bruder Eduard wanderte nach Kuba und hat dort sein junges, hoffnungsreiches

Leben lassen müssen. Dann kamen für Max Eyth Reisen nach Rußland und Böhmen, Spanien und Italien, Panama und Paris, und von dort auf der Heimreise wieder einmal nach Amerika. Es begannen die Vorbereitungen für die Pariser Weltausstellung des Jahres 1878, deren Verlauf ihn nur befriedigen konnte. Und doch begrüßte er den Schluß derselben mit unverhohlener Freude. Scheint es doch, als ob gerade von dieser Pariser Zeit an eine geschäftliche Verstimmung die andere ablösen sollte. Kaum von einer Reise in die Türkei zurückgekehrt, mußte er verdrießlich von schlechten Zeiten, Mißernten, Arbeiterentlassungen und übler Laune ringsum berichten. Eyth selbst wäre unter solchen Umständen am liebsten wieder auf und davon. Ein portugiesischer Marquis hatte ihn schon in Paris für Dampfkultur am Sambesi begeistern wollen, und er hätte jetzt keinen Augenblick gezögert, dorthin abzureisen. Aber der Sommer des Jahres 1879 ging darüber hin, und er mußte wohl oder übel in Leeds bleiben.

Das nächste Reiseziel nach dieser Zeit der Ruhe war Algier, wo der von dem französischen Agenten der Fowlers eingeführte Dampfpflug offenbar nicht festen Boden finden wollte. Aber nachdem auch diese Schwierigkeit überwunden und ein Winteraufenthalt in Leeds mit allerlei Probearbeiten an einer Riesenstraßenlokomotive und anderen Maschinen glücklich durchgelebt war, galt es von neuem eine Reise in das Land der Pyramiden. Dorthin sollte im Anfang des Jahres 1880 ein neues Pumpwerk abgehen, dessen Eigentümer Nubar Pascha, der frühere Ministerpräsident des alten Vizekönigs Ismael Pascha, war. Dieser ägyptische Ausflug kam Eyth freilich nicht sehr gelegen. Versuche mit der neuen Straßenlokomotive und einem neuen Pflug

nahmen ihn in Anspruch, und wenn er auch mit dem Ergebnis derselben völlig zufrieden sein konnte, so kam er nun doch dadurch, daß ihn der eine seiner Chefs da, der andere dort haben wollte, in einen unerquicklichen Konflikt mit seinen Pflichten, den er nur dadurch zu lösen wußte, daß er nach Ägypten abreiste, um die dortigen Geschäfte einigermaßen in Ordnung zu bringen. Dann ging's nach Italien und Rumänien und zurück nach Leeds, wo jetzt die Arbeit keine allzu große war und Eyth deswegen Zeit fand, sich mit allerhand neuen Konstruktionen zu beschäftigen, namentlich auch mit einem Feldbohrer, der Erfindung eines Obersten Beaumont.

Nach einem wiederholten kurzen Aufenthalt in Ägypten wieder nach Leeds zurückgekehrt, empfand Eyth deutlicher als je, daß die geschäftlichen Verhältnisse andere und weniger erfreuliche geworden waren, als sie sich einst zwischen ihm und John Fowler gestaltet und erhalten hatten. Dazu kam dann auch noch eine unliebsame Geschäftsstille, die Eyth dazu benutzte, seine Studien über die Pyramiden Ägyptens weiter zu betreiben, und es war für ihn nur eine Erlösung aus einer mehr als unerquicklichen Lage, als er eines Tags wieder ins Weite reisen konnte. Freilich, das Glück war ihm bei dieser neuen Fahrt nach Rumänien nicht sonderlich günstig; er selbst spricht von dieser Reise als von seinem Plewna. Brüche an den Maschinen, Versäumnisse im Transport derselben, und manches andere Ungemach stellten sich ein, und als er nach Leeds zurückkehrte, harrten seiner neue Widerwärtigkeiten. Zu alledem kam dann im Jahre 1881 noch ein schweres Brandunglück, das die Fowlersche Fabrik heimsuchte, und als das Jahr 1882 begann, mochte sich Eyth wohl schon darüber im klaren sein, daß

seines Bleibens in Leeds nicht mehr länger sein könne. Junge Elemente waren in die Fabrik eingetreten, die seine älteren und wohl erworbenen Rechte nicht anerkennen wollten, man suchte ihn sachte Schritt für Schritt zurückzudrängen, man achtete nicht auf seine Anordnungen und führte Neuerungen aus, ohne ihm davon zu sagen, kurz, er stand vor der Wahl, den offenen Kampf gegen die junge Brut aufzunehmen. Aber dazu konnte und wollte sich Eyth als Mann von vornehmer Gesinnung nicht verstehen. Aus dem Zwiespalt seiner Gedanken und Erwägungen glaubte er sich nur durch einen raschen Entschluß retten zu können. „Mitte Juni", schreibt er im Mai nach Hause, „verlasse ich meine Stellung in Leeds. Ich habe seit mehr als zwanzig Jahren in fremdem Lande gedient und freue mich der Aussicht, meine Heimat und meine Freiheit wiederzugewinnen. Die Form, in der ich kündigte, macht einen Rückzug unmöglich. Doch wird die Trennung in der ehrenvollsten und zugleich freundlichsten Weise vor sich gehen. Für alles Gute, das ich während dieser langen Zeit von seiten der Fowlers genossen habe, werde ich stets dankbar bleiben, wenn auch nicht im Sinne einer englischen Definition, wonach Dankbarkeit ein lebhaftes Gefühl zu erwartender Wohltaten ist." Die Gründe für seinen Austritt nennt Eyth die Geschichte von dem Kamel und dem letzten Strohhalm, der ihm den Rücken bricht. Man machte ihm schon jetzt Angebote nach allen Seiten hin. Der Plan einer Ansiedelung am Sambesi tauchte wieder auf; er sollte in Rumänien die Stelle eines technischen Direktors annehmen, er lehnte, da er seine eigenen Pläne habe, alles ab und rüstete sich für den Abschied aus England. Was er vorhabe, das werde, wie er meinte, die nächsten zwei bis drei Jahre in Anspruch

nehmen. „Es handelt sich nicht um etwas Alltägliches, bei dem man im gewohnten Gleise dahin fahren kann, auch nicht, hoffe ich, um etwas allzu Unbedeutendes, wenn die Durchführung möglich sein sollte. Aber auch das muß erst die Zeit zeigen. Ich will sie mir nehmen. Nach zwanzig Jahren europäischer, afrikanischer und amerikanischer Sklavenarbeit habe ich das Recht dazu.“ Die Bemerkung in einem seiner letzten Briefe aus England, daß er in Reading noch auf der Ausstellung der Royal Agricultural Society gewesen sei, läßt das, was Eyth im Sinne hatte, vorausahnen.

Dann kam der Abschied von London. Ludgatehill mit St. Paul im Hintergrund waren die letzten Skizzen, die er, der auch mit Zeichenstift und Pinsel trefflich umzugehen wußte, in einer Frühstunde dort aufnahm. „Ich dachte daran, daß dreimal sieben Jahre verflossen waren, seitdem ich zum erstenmale an einem sturmbewegten Frühlingsmorgen dieses Bild angestaunt hatte, betäubt von dem wogenden Brausen um mich her, das an diesem Kreuzungspunkt von Ludgatehill und Blackfriar nie zu verstummen schien. Einundzwanzig Jahre! Was hatte ich nicht alles erlebt in dieser Zeit, gesehen und gehört, genossen und wohl auch zu Zeiten gelitten. Genossen weit mehr als gelitten sicherlich. Und nun war all das vorbei, und die donnernden Straßen lagen still und tot um mich her für den Augenblick. Doch wohl nur für den Augenblick. Rosige Morgenwölkchen trieben auch jetzt wieder über die Kuppel von St. Paul. Heute Abend geh ich über Harwich nach Köln und Bonn. Mein sämtliches Gepäck ist bereits unterwegs. Den Frachtbrief, den ich in ordnungswidriger Weise auf einer der Rückseiten meines Skizzenbuchs entwarf, lege ich bei.“

Frachtbrief.

Mit einem Köfferlein
Niedlich und klein
Zog ich einst frisch in die Welt hinein.

Mit Kisten und Kasten,
An die zwanzig Lasten,
Komm' ich heut wieder, vielleicht für immer zu rasten.

All das in kurzer Frist;
Nun es gewogen ist,
Weiß ich, wie leicht mir war, und wie schwer mir ist.

So zog Max Eyth wieder der deutschen Heimat zu. Aber nicht als ein „sturmgeprüfter müder Wandersmann". Mit dem „Für immer Rasten" sollte es vorerst noch gute Weile haben!



nehmen. „Es handelt sich nicht um etwas Alltägliches, bei dem man im gewohnten Gleise dahin fahren kann, auch nicht, hoffe ich, um etwas allzu Unbedeutendes, wenn die Durchführung möglich sein sollte. Aber auch das muß erst die Zeit zeigen. Ich will sie mir nehmen. Nach zwanzig Jahren europäischer, afrikanischer und amerikanischer Sklavenarbeit habe ich das Recht dazu.“ Die Bemerkung in einem seiner letzten Briefe aus England, daß er in Reading noch auf der Ausstellung der Royal Agricultural Society gewesen sei, läßt das, was Eyth im Sinne hatte, voraus-ahnen.

Dann kam der Abschied von London. Ludgatehill mit St. Paul im Hintergrund waren die letzten Skizzen, die er, der auch mit Zeichenstift und Pinsel trefflich umzugehen wußte, in einer Frühstunde dort aufnahm. „Ich dachte daran, daß dreimal sieben Jahre verflossen waren, seitdem ich zum erstenmale an einem sturmbewegten Frühlingsmorgen dieses Bild angestaunt hatte, betäubt von dem wogenden Brausen um mich her, das an diesem Kreuzungspunkt von Ludgatehill und Blackfriar nie zu verstummen schien. Einundzwanzig Jahre! Was hatte ich nicht alles erlebt in dieser Zeit, gesehen und gehört, genossen und wohl auch zu Zeiten gelitten. Genossen weit mehr als gelitten sicherlich. Und nun war all das vorbei, und die donnernden Straßen lagen still und tot um mich her für den Augenblick. Doch wohl nur für den Augenblick. Rosige Morgenwölkchen trieben auch jetzt wieder über die Kuppel von St. Paul. Heute Abend geh ich über Harwich nach Köln und Bonn. Mein sämtliches Gepäck ist bereits unterwegs. Den Frachtbrief, den ich in ordnungswidriger Weise auf einer der Rückseiten meines Skizzenbuchs entwarf, lege ich bei.“

Frachtbrief.

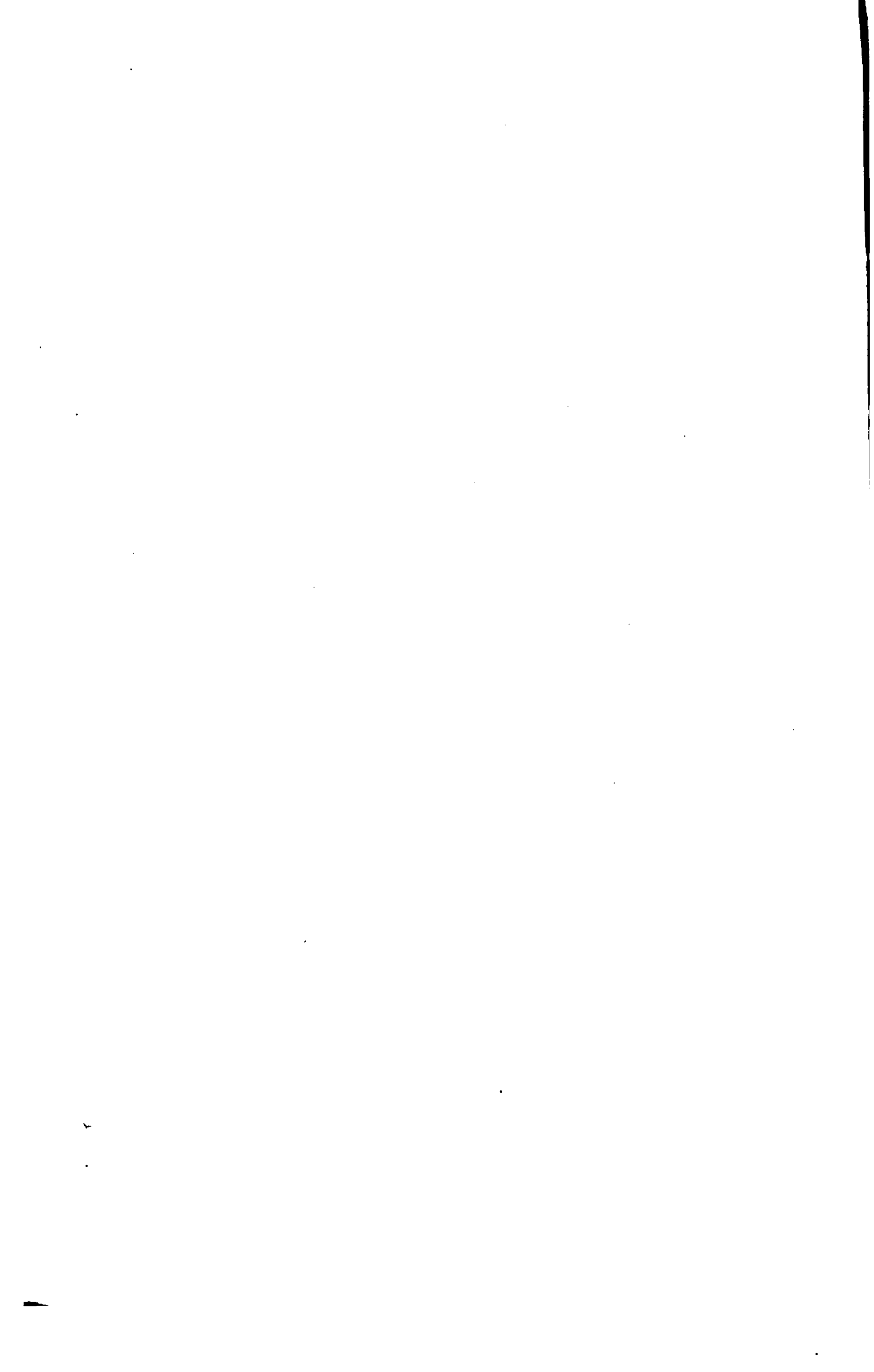
Mit einem Köfferlein
Niedlich und klein
Zog ich einst frisch in die Welt hinein.

Mit Kisten und Kasten,
An die zwanzig Lasten,
Komm' ich heut wieder, vielleicht für immer zu rasten.

All das in kurzer Frist;
Nun es gewogen ist,
Weiß ich, wie leicht mir war, und wie schwer mir ist.

So zog Max Eyth wieder der deutschen Heimat zu. Aber nicht als ein „sturmgeprüfter müder Wandersmann". Mit dem „Für immer Rasten" sollte es vorerst noch gute Weile haben!

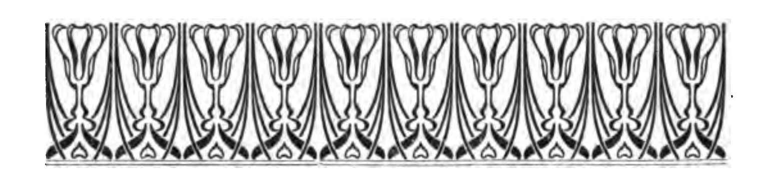




Wollen und Streben.







Heimatliche Arbeit.
Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft.

Man mag es wohl begreifen, daß Eyth der Abschied von einem Lande und von Menschen, die er bei all ihrer Eigenart doch lieb gewonnen hatte, daß ihm die Trennung von einer Arbeit, mit der er ins Mannesalter hineingewachsen war, nicht leicht fielen. Wie einer, der Schiffbruch gelitten hatte, kam er sich vor, und der Zukunftspläne tauchten mancherlei in ihm auf. Immer aber wieder führten ihn diese zurück zu einer Unterhaltung, die er bei einer der letzten Jahresausstellungen der englischen Landwirtschaftsgesellschaft mit einigen deutschen Landsleuten gehabt hatte, und die sich um die Möglichkeit der Schaffung einer ähnlichen Gesellschaft für Deutschland gedreht hatte. Schon damals hatte er die Entwicklung und die Einrichtung der englischen Gesellschaft, die er später in einem eigenen Schriftchen „Die Königliche landwirtschaftliche Gesellschaft von England und ihr Werk" behandelte, genau studiert, und an ihre vorbildliche Wirksamkeit knüpfte er nun seine Pläne. Denn was in England möglich gewesen war, das mußte man auch in Deutschland zu Wege bringen, und wenn auch, nachdem er erst einmal mit den deutschen landwirtschaftlichen Verhältnissen Fühlung genommen, die Aussichten keines-

wegs verlockend waren, so gab er seine Sache doch nicht so rasch verloren. Von Bonn a. Rh. aus, auf welches seine Wahl auch wegen der Nähe der landwirtschaftlichen Akademie von Poppelsdorf fiel, unternahm er seine landwirtschaftlichen Gründungsexperimente. Er wollte „etwas erreichen, bei dem die öffentliche Meinung ins Spiel kommt“, und wenn er auch bald zu sehen bekam, daß das landwirtschaftliche Vereinswesen in Deutschland auf dem denkbar traurigsten Tiefstand war, so setzte er doch seine Bemühungen fort. Es war ja eine schwere Aufgabe, alle diese Vereine und Gesellschaften unter einen Hut zu bringen und mit ihnen gemeinsam eine fördernde Arbeit zu beginnen, aber Eyth hat in seinem englischen Leben Ausdauer und Geduld gelernt, und zudem müßte er kein zäher Schwabe gewesen sein, wenn er die Flinte so rasch hätte ins Korn geworfen. Zunächst galt seine Zuversicht der kommenden internationalen landwirtschaftlichen Ausstellung in Hamburg. In zwei Jahren, so rechnete er, müsse er für seine Gesellschaft 2500 Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von 20 Mark zusammenbringen; gelinge ihm das nicht, so war es eben ein vergeblicher Versuch, „so wissen wir, daß der Boden für diese Art von Bearbeitung ungeeignet ist, und gehen still nach Hause“.

Aber das Experiment gelang! Schon die erste Vorversammlung in Berlin wies die stattliche Zahl von 390 Mitgliedern auf. Seinen Kriegsplan für dieselbe hatte Eyth bereits in einem umfangreichen Programm entworfen und man durfte denken, daß derselbe zu einem raschen Siege führen würde. Vorerst begnügte man sich in der Berliner Tagung des Jahres 1884 freilich mit der Wahl eines Ausschusses zur Beratung des Statutenentwurfs und der

Bestimmung des Tages für das Provisorium. Ehe diese vorgenommen werden konnte, traf Eyth ein schwerer Schlag. Am 24. April stand er am Sterbebett seines Vaters, der im wohlverdienten Ruhestand in Ulm lebte, „und sah mit tiefbewegtem Herzen, wie ein Christ stirbt". Bisher hatten seine Briefe den Eltern gemeinsam gegolten; nun nach dem Tode des Vaters war es ihm eine wohltuende Pflicht, für seine Mutter, die er bis in ihr hohes Alter verpflegen durfte, der alten Gewohnheit treu zu bleiben, und ihr auch so all die Liebe und Sorge, mit der sie seine Arbeit und seine Wanderungen begleitete, zu vergelten.

Der 14. Mai war der Gründungstag des Provisoriums, an welchem gar lange Beratungen gepflogen wurden. Schon war in diesen Tagen die Zahl der Mitglieder auf 550 angewachsen, und nun galt es vorerst, weiter zu werben und zu arbeiten, um das so glücklich Begonnene zu festigen und weiterzuführen. Wohl trat inzwischen einmal wieder ein lockender Antrag an Eyth heran. Er sollte Direktor einer großen Maschinenfabrik werden, allein, wenn es ihm auch schwer wurde, gerade hier Nein zu sagen, so tat er es doch, um nicht vor sich und vor andern als einer dazustehen, der seiner Pflicht untreu wird. Dazu kam, daß nun auch der „Kongreß der deutschen Landwirte", der noch immer sich ablehnend gegen die Bestrebungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft gezeigt hatte, seinen offenen Widerstand gegen dieselbe aufgab, und nachdem es ihm auch noch gelungen war, das Vermögen der „Ackerbaugesellschaft" in die Dienste der D. L. G. zu stellen, konnte er sich auch angesichts der immer wachsenden Mitgliederzahl sagen, daß sein Werk gelungen sei. Am 30. September 1885 konnte er, nachdem er einen neuen Antrag, die technische Direktion einer

Lüderitz-Gesellschaft zu übernehmen, abgelehnt hatte, nach Hause melden, daß die Mitgliederzahl von 2500 erreicht sei. Ein Erfolg um den andern stellte sich ein; sogar Bismarck wurde Mitglied der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, und als diese am 11. November nun endgültig konstituiert und Eyth als das geschäftsführende Mitglied des Direktoriums an ihre Spitze gestellt war, konnte er mit Befriedigung auf die Arbeit der letzten Jahre zurücksehen. Freilich, in die dadurch notwendig gewordene Übersiedelung nach Berlin schickte er sich nur schweren Herzens; aber er fügte sich um der Sache willen auch darein, und nachdem erst einmal die notwendigen Organisationsarbeiten zum Abschluß gekommen waren, machte sich Eyth, der sich das Ausstellungswesen vorbehalten hatte, sofort an die Arbeit dafür. Sein Vorschlag, im ersten Jahre der Gesellschaft eine Wanderversammlung alten Stils in Dresden, und erst im zweiten Jahre die erste Wanderversammlung in Frankfurt a. M. zu veranstalten, wurde einstimmig angenommen, und der Verlauf beider Ausstellungen zeigte, daß damit das Richtige getroffen worden war. Fünf Jahre hatte nun Eyth, der inzwischen auch einmal hätte für den württembergischen Landtag kandidieren sollen, an das Gelingen seines Planes gesetzt. Die Freude an der Arbeit war wieder da, und der Gedanke, noch weitere Jahre im Dienste der Gesellschaft sein zu sollen, hatte nun nichts Bedrückendes mehr für ihn. Die Jahre der Ausstellungen kamen, und mit ihnen erweiterte sich der Kreis der Tätigkeit für die D. L. G. immer mehr. Mochte er sich auch ein Jahr ums andere vornehmen, endlich die Geschäfte niederzulegen und die Früchte seiner Arbeit beschaulich zu genießen, immer wieder hielt ihn doch das und jenes zurück, und immer wieder sah er

sich vor eine neue Aufgabe gestellt, deren Lösung ihm auch neue Freude machte.

Es folgten nun Jahr um Jahr die Ausstellungen. Für Breslau war die zweite 1888 projektiert, dann diejenigen in Magdeburg, in Straßburg i. E., in Bremen, Königsberg, München, Berlin und Köln. Wohl war der äußere Erfolg nicht immer der gleiche, schon machten sich dabei auch, so namentlich in Köln, politische Unterströmungen bemerkbar, allein ohne Nutzen war keine dieser Veranstaltungen. Im Jahre 1895 siedelte die D. L. G. in ihr eigenes Heim in der Kochstraße über. Für Eyth, der im Laufe der letzten Jahre mit Ehren aller Art ausgezeichnet worden war — auch mit dem Titel eines Geheimen Hofrats war er bedacht worden —, kam nun aber doch die Zeit, wo er an seinen endgültigen Rücktritt dachte. Es war indessen keineswegs leicht, jemand zu finden; die Wahl fiel endlich auf Generalmajor von Holleben, und Eyth hatte nur noch die Aufgabe, seinen Nachfolger in Amt und Geschäfte einzuführen. Dann kam aus Anlaß der großen Woche des Jahres 1896 die Feier des Abschieds, und den einzigen Vortrag auf derselben hielt Eyth über „Vergangenheit und Zukunft unserer Ausstellungen". Es war eine Zeit neuer Ehrungen und Anerkennungen aller Art für ihn. Ein prächtiger Flügel, dessen Außenwände die Lebensstationen Eyths im Bilde zeigen, war der sichtbare Ausdruck des Dankes, den ihm die Gesellschaft schuldete, und der nun noch einmal in bewegten und herzlichen Worten zum Ausdruck kam.

In der schwäbischen Heimat, in Cannstatt bei Stuttgart, fand die letzte von Eyth arrangierte Ausstellung der D. L. G. statt. „Nun ist's vorbei", schreibt er darüber bewegten Herzens der Mutter, „und ein heißes, sonniges, glänzen-

des Ende ist es gewesen, trotz allem Vorangehenden. Sicher ist auch, daß ich die letzten vierzehn Jahre meines Lebens nicht verloren habe. Nicht weil mir diese letzte Ausstellung drei weitere Orden gebracht und gar das „von" angehängt hat. — Mittlerweile habe ich doch gelernt, Form und Inhalt etwas richtiger nach ihrem Werte einzuschätzen. Auch in diesen Dingen ist ein Gehalt, wenn man selbst dafür gesorgt hat, daß er drin liegt. Dann kann man auch die Form in herzlicher Dankbarkeit gelten lassen. Das ist's übrigens nicht, was mich beruhigt und erfreut. Nach und nach wird es immer klarer, was diese Ausstellungen, wie sie sich nunmehr gestaltet haben und zur bleibenden Einrichtung geworden sind, der deutschen Landwirtschaft nützen. — Morgen machen Poggendorff und ich unsern üblichen Ausstellungsabschiedsbummel, und zwar auf den Hohenzollern. Manchmal hat doch auch der Zufall einen hübschen Gedanken. Ich freue mich und mein norddeutscher Freund mit mir, daß mit diesem Tage das bunte Treiben, das das Werk der D. L. G. in alle Teile des Vaterlands getragen hat, hier in Schwaben fast im Schatten des Hohenstaufen und auf dem Gipfel des Hohenzollerns für mich seinen Abschluß findet. Sie mögen lachen über das Ländchen; ich lache oft genug selbst mit; aber du bist und bleibst meine Heimat, und die Heimat von Helden, hundertmal größer als deine heutigen Söhne, Schwaben, grüne Kaiserwiege."

Noch einmal griff, ehe Eyth sich von Berlin verabschiedete, der Tod mit unbarmherziger Hand in sein Leben. In dem württembergischen Schwarzwaldbad Herrenalb mußte er nun die einzige Schwester zur ewigen Ruhe bestatten. Dann ging's zurück aus diesem stillen und idylli-

schen Erdenwinkel in die Aufregungen des Abschieds. In einer warmen Würdigung seiner Verdienste schrieb damals die Deutsche Landwirtschaftliche Presse am 3. Oktober 1896 unter anderem: „Eyth muß die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft jetzt verlassen, damit sie das wirklich wird, was sie nach Eyths Absicht werden sollte, nicht bloß eine Einrichtung zum Nutzen der Landwirtschaft, sondern eine Erziehungsanstalt der deutschen Landwirte zu eigener selbstbewußter und auch unter den schwersten Umständen nicht verzagender Tätigkeit. Der Stolz und das Vertrauen auf Selbsthülfe, die Fähigkeit, aus eigener Kraft die richtigen Mittel und Wege zu finden, die Geneigtheit, selbst Opfer an Zeit und Arbeit zu bringen und sich in den Dienst der gemeinsamen Interessen zu stellen, wird nur zu leicht abgeschwächt, wenn man die Sache in den besten Händen weiß, und wenn man mit größter Beruhigung für sich sorgen lassen kann, statt selbst zu sorgen. Dem Umsichgreifen einer solchen bequemen Stimmung, die schließlich zur Abschwächung der in den Anfängen so vielversprechend vorhandenen Selbstbetätigung und zur Versumpfung jedes wirklichen Vereinslebens führen muß, konnte nur durch ein heroisches Mittel begegnet werden, und so scheidet Eyth gewiß nicht leichten Herzens von seinem Werke, um alle Kräfte in der Gesellschaft wachzurufen, und damit erst eine unzerstörbare Grundlage für dieselbe zu gewinnen. Nur dann wird die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft ihre hervorragende in so kurzer Zeit gewonnene Stellung zum Segen der deutschen Landwirtschaft dauernd behaupten können, wenn in allen ihren Mitgliedern ständig das Bewußtsein lebendig bleibt, daß ihnen selbst die Verteidigung und Wahrung des Erworbenen obliegt, und daß es ihre eigenste Aufgabe ist,

jeder an seiner Stelle hierfür mitzusorgen. Gemütlicher lebt es sich freilich in einem absoluten Staate, unter einem wohlwollenden Monarchen, der seinen Untertanen keine andere Verpflichtung als die der Steuerzahlung auferlegt, allein einen solchen wollte Eyth nicht schaffen; höher als der praktische Nutzen für die Landwirtschaft stand ihm schließlich doch das moralische Element der Schulung des einzelnen zur Selbsttätigkeit und Selbstverantwortlichkeit, und als ihm dieser höhere Zweck gerade durch seine Aufopferung im Dienste der Gesellschaft gefährdet erschien, da entschloß er sich zu gehen, damit die Gesellschaft allein zu gehen lerne.

Und dann noch eins: ein so gottbegnadeter Mensch wie Eyth, seiner innersten Natur nach Künstler und Poet, muß es mit der Zeit als eine Vernachlässigung der Pflichten gegen sich selbst, als eine Verfehlung gegen das biblische Gebot des Wuchers mit dem verliehenen Pfund empfinden, wenn er sich zu ausschließlich in einer Stellung festlegt, die kein Nebenamt ist, sondern eine vollständige Hingabe an Geschäfte erfordert, die zum großen Teil doch nur Routinegeschäfte sind und sein müssen, für die ein Mann wie Eyth eigentlich zu schade ist. Ein solcher Mann hat das Recht, sich voll auszuleben und dient damit seinen Mitmenschen gewiß noch mehr, als wenn er zeitlebens nur an einem Strange weiterzieht.

Eyth möge es uns verzeihen, daß wir, gewiß seiner Sinnesart wenig entsprechend, seine Motive hier öffentlich zu diskutieren versuchen; allein es ist eine alte Erfahrung, daß fortgesetzte Wohltaten nicht so sehr das Gefühl der Dankbarkeit als das Gefühl eines begründeten Rechtsanspruchs auf die Fortdauer dieser Wohltaten hervorrufen. Dagegen möchten wir aber unsern Eyth vor allem geschützt

sehen, daß seiner weniger freundlich gedacht wird, wenn er uns nun seine Wohltaten in Zukunft entzieht. Er hat wahrlich genug und übergenug sich uns geopfert, zeigen wir ihm, daß wir ihn verstehen, und beweisen wir ihm unsere Dankbarkeit dadurch, daß wir in seinem Geiste an seinem Werke weiterarbeiten. Dies Gefühl muß jetzt alle Mitglieder der D. L. G. erfüllen, und in diesem Sinne rufen wir dem Scheidenden ein dankerfülltes Lebewohl zu: Er war der Unsere und wird es immer bleiben."

Und nun, da Eyth seit 10 Jahren in wohlverdienter Ruhe lebt, darf er auch mit Stolz und Befriedigung auf sein Kind zurückblicken. Es hat das Gehen tüchtig gelernt und ist gewachsen und gediehen bis heute. „Am Tage, da ich die Zügel niederlegte", berichtet er selbst, „zählte die Gesellschaft 12000 Mitglieder, hatte ein jährliches Einkommen von gegen 300000 Mark, ein Barvermögen von über 1200000 Mark und stand in voller, unabhängiger und unbedrohter Tätigkeit für einen Beruf, dem zweiundzwanzig Millionen Deutsche ihre Lebensbedingungen verdanken. Trotz des befriedigenden Standes des Dinge war ich ein wenig und viele meiner Freunde lebhaft besorgt, ob, und wie nach dem Rücktritt des Gründers, das Werk in der alten Weise seinen Fortgang nehmen werde. Wir hatten keinen Grund, besorgt zu sein. Heute (1905) zählt die Gesellschaft gegen 15000 Mitglieder, hat ein Jahreseinkommen von 400000 Mark, ein Vermögen von rund zwei Millionen, und alle Hände voll zu tun, die mannigfachen Aufgaben zu lösen, die ihr alljährlich aus dem fast unübersehbaren Gebiet der landwirtschaftlichen Technik zufließen. So viel erreicht man in diesen Notstandzeiten, wenn man zwanzig Jahre lang, ein Ziel im Auge, nicht betteln geht,

jeder an seiner Stelle hierfür mitzusorgen. Gemütlicher lebt es sich freilich in einem absoluten Staate, unter einem wohlwollenden Monarchen, der seinen Untertanen keine andere Verpflichtung als die der Steuerzahlung auferlegt, allein einen solchen wollte Eyth nicht schaffen; höher als der praktische Nutzen für die Landwirtschaft stand ihm schließlich doch das moralische Element der Schulung des einzelnen zur Selbsttätigkeit und Selbstverantwortlichkeit, und als ihm dieser höhere Zweck gerade durch seine Aufopferung im Dienste der Gesellschaft gefährdet erschien, da entschloß er sich zu gehen, damit die Gesellschaft allein zu gehen lerne.

Und dann noch eins: ein so gottbegnadeter Mensch wie Eyth, seiner innersten Natur nach Künstler und Poet, muß es mit der Zeit als eine Vernachlässigung der Pflichten gegen sich selbst, als eine Verfehlung gegen das biblische Gebot des Wuchers mit dem verliehenen Pfund empfinden, wenn er sich zu ausschließlich in einer Stellung festlegt, die kein Nebenamt ist, sondern eine vollständige Hingabe an Geschäfte erfordert, die zum großen Teil doch nur Routinegeschäfte sind und sein müssen, für die ein Mann wie Eyth eigentlich zu schade ist. Ein solcher Mann hat das Recht, sich voll auszuleben und dient damit seinen Mitmenschen gewiß noch mehr, als wenn er zeitlebens nur an einem Strange weiterzieht.

Eyth möge es uns verzeihen, daß wir, gewiß seiner Sinnesart wenig entsprechend, seine Motive hier öffentlich zu diskutieren versuchen; allein es ist eine alte Erfahrung, daß fortgesetzte Wohltaten nicht so sehr das Gefühl der Dankbarkeit als das Gefühl eines begründeten Rechtsanspruchs auf die Fortdauer dieser Wohltaten hervorrufen. Dagegen möchten wir aber unsern Eyth vor allem geschützt

sehen, daß seiner weniger freundlich gedacht wird, wenn er uns nun seine Wohltaten in Zukunft entzieht. Er hat wahrlich genug und übergenug sich uns geopfert, zeigen wir ihm, daß wir ihn verstehen, und beweisen wir ihm unsere Dankbarkeit dadurch, daß wir in seinem Geiste an seinem Werke weiterarbeiten. Dies Gefühl muß jetzt alle Mitglieder der D. L. G. erfüllen, und in diesem Sinne rufen wir dem Scheidenden ein dankerfülltes Lebewohl zu: Er war der Unsere und wird es immer bleiben."

Und nun, da Eyth seit 10 Jahren in wohlverdienter Ruhe lebt, darf er auch mit Stolz und Befriedigung auf sein Kind zurückblicken. Es hat das Gehen tüchtig gelernt und ist gewachsen und gediehen bis heute. „Am Tage, da ich die Zügel niederlegte", berichtet er selbst, „zählte die Gesellschaft 12000 Mitglieder, hatte ein jährliches Einkommen von gegen 300000 Mark, ein Barvermögen von über 1200000 Mark und stand in voller, unabhängiger und unbedrohter Tätigkeit für einen Beruf, dem zweiundzwanzig Millionen Deutsche ihre Lebensbedingungen verdanken. Trotz des befriedigenden Standes des Dinge war ich ein wenig und viele meiner Freunde lebhaft besorgt, ob, und wie nach dem Rücktritt des Gründers, das Werk in der alten Weise seinen Fortgang nehmen werde. Wir hatten keinen Grund, besorgt zu sein. Heute (1905) zählt die Gesellschaft gegen 15000 Mitglieder, hat ein Jahreseinkommen von 400000 Mark, ein Vermögen von rund zwei Millionen, und alle Hände voll zu tun, die mannigfachen Aufgaben zu lösen, die ihr alljährlich aus dem fast unübersehbaren Gebiet der landwirtschaftlichen Technik zufließen. So viel erreicht man in diesen Notstandzeiten, wenn man zwanzig Jahre lang, ein Ziel im Auge, nicht betteln geht,

sondern auf die eigene Kraft vertraut. Das aber tut die Gesellschaft heute noch, und deshalb habe ich recht behalten, und nicht die, welche fürchteten, sie stehe auf zwei Augen."

Ein Sechzigjähriger war es, der diese Worte schrieb. Freud' und Leid haben auch in seinem Leben gewechselt. Der Tod hat ihm, der nun in voller Rüstigkeit seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, die Eltern und Geschwister genommen; Schmerz und Enttäuschungen sind auch ihm nicht erspart geblieben. Aber immer wieder hat er sich selbst gefunden in rastloser Arbeit, denn diese war die Devise seines Lebens. Das Rasten und Rosten in untätiger Stille erscheint ihm auch heute noch wie ein Fluch. Gott gab dem Menschen einen lebendigen Geist, damit er denke, und gab ihm gesunde Glieder, damit er sie rühre und sich rege zum Heil und Segen für sich und andere. Und Gott legte ihm ins Herz die Gabe der Poesie, damit er die Welt ansehe mit frohem Auge und sich freue an ihrer Pracht und Schönheit. Und das hat Max Eyth getan. Er ist nicht wie ein Blinder durchs Leben gegangen. Er hat im Treiben und Jagen unseres Daseins dasselbe nicht grämlich und verdrossen an sich vorbeiziehen lassen. Er ist rüstig mitgeschwommen im Strom unserer Zeit, und wenn ihn auch manchmal eine Welle überflutete, eine andere hob ihn wieder empor, und da er den Fuß aufs trockene Land setzte, Umschau zu halten nach Ruhe und Stille, da konnte er es tun als einer, der von sich sagen mochte, daß er des Lebens Pflicht erfüllt und nun ein Recht habe, die Glieder zu strecken und auszuruhen von der Arbeit. Er hat's selbst in schlichten Versen in einem Gedichte „Winterabend" gesagt:

Schon wirbeln die Flocken. Es dämmert bald,
Schon ruhen Waffen und Wehre.
Der Jäger kommt heim aus Gebirg und Wald,
Der Schiffer vom brausenden Meere.

Froh zog ich als Wanderbursche hinaus,
Wie lachte die sonnige Erde!
Nun sitz' ich wieder im alten Haus
Am stille verglimmenden Herde.

Halb träumend denk' ich des bunten Seins
Mit seinem Ringen und Regen.
Und Traum und Leben fließen in eins
Der ewigen Wahrheit entgegen.

Froh leg' ich mich nieder, was wünsch' ich mir
Noch weiter vom scheidenden Leben?
So wollt' ich's. Ich danke, Allgütiger, dir,
Daß du es so mir gegeben.



sondern auf die eigene Kraft vertraut. Das aber tut die Gesellschaft heute noch, und deshalb habe ich recht behalten, und nicht die, welche fürchteten, sie stehe auf zwei Augen."

Ein Sechzigjähriger war es, der diese Worte schrieb. Freud' und Leid haben auch in seinem Leben gewechselt. Der Tod hat ihm, der nun in voller Rüstigkeit seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, die Eltern und Geschwister genommen; Schmerz und Enttäuschungen sind auch ihm nicht erspart geblieben. Aber immer wieder hat er sich selbst gefunden in rastloser Arbeit, denn diese war die Devise seines Lebens. Das Rasten und Rosten in untätiger Stille erscheint ihm auch heute noch wie ein Fluch. Gott gab dem Menschen einen lebendigen Geist, damit er denke, und gab ihm gesunde Glieder, damit er sie rühre und sich rege zum Heil und Segen für sich und andere. Und Gott legte ihm ins Herz die Gabe der Poesie, damit er die Welt ansehe mit frohem Auge und sich freue an ihrer Pracht und Schönheit. Und das hat Max Eyth getan. Er ist nicht wie ein Blinder durchs Leben gegangen. Er hat im Treiben und Jagen unseres Daseins dasselbe nicht grämlich und verdrossen an sich vorbeiziehen lassen. Er ist rüstig mitgeschwommen im Strom unserer Zeit, und wenn ihn auch manchmal eine Welle überflutete, eine andere hob ihn wieder empor, und da er den Fuß aufs trockene Land setzte, Umschau zu halten nach Ruhe und Stille, da konnte er es tun als einer, der von sich sagen mochte, daß er des Lebens Pflicht erfüllt und nun ein Recht habe, die Glieder zu strecken und auszuruhen von der Arbeit. Er hat's selbst in schlichten Versen in einem Gedichte „Winterabend" gesagt:

Schon wirbeln die Flocken. Es dämmert bald,
Schon ruhen Waffen und Wehre.
Der Jäger kommt heim aus Gebirg und Wald,
Der Schiffer vom brausenden Meere.

Froh zog ich als Wanderbursche hinaus,
Wie lachte die sonnige Erde!
Nun sitz' ich wieder im alten Haus
Am stille verglimmenden Herde.

Halb träumend denk' ich des bunten Seins
Mit seinem Ringen und Regen.
Und Traum und Leben fließen in eins
Der ewigen Wahrheit entgegen.

Froh leg' ich mich nieder, was wünsch' ich mir
Noch weiter vom scheidenden Leben?
So wollt' ich's. Ich danke, Allgütiger, dir,
Daß du es so mir gegeben.



Das Bild des Mannes.







Das Bild des Mannes.

Das war und ist Max Eyth. Wer mit ihm durch ferne Lande gewandert ist, und wer gesehen hat, wie er die Arbeit faßte und durchführte, wie er Menschen und Verhältnisse, auch wenn sie ihm noch so neu und fremd waren, nicht als Rätsel ansah, deren Lösung eine besondere Aufgabe sei, sondern frisch und froh ihnen gegenübertrat, und wer seinen Geschichten und Berichten von Welt und Leben mit verständnisvoller Aufmerksamkeit lauschte, der weiß, daß er in Max Eyth mit einem Manne seltener Art zu tun hat. Und zwar nicht deswegen, weil er ihn hoch und unnahbar über sich und dem Dasein des Alltags stehen sieht als einen, der das, was er erarbeitet und errungen, gewertet wissen will als eine Wohltat besonderer Art für die andern. Sondern als einen, den sein ernstes Pflichtgefühl und seine unzerstörbare Freude an der Arbeit gleich uns mitten hineinführt in ein Dasein von Mühen und Sorgen, die nur der überwindet, der nicht das Vertrauen auf sich und eine höhere Macht verliert. Ich meine, das sei das Zeichen gewesen, unter dem einst Max Eyth seinen Weg antrat hinaus in die Welt. Keine festen Pläne und stürmenden Gedanken. Besonnen und ruhig, immer klug und vorsichtig erwägend und bedenkend, setzte er einen Fuß vor den andern. Er verzweifelt nicht, wenn sich ihm eine Schwierigkeit in

den Weg stellt. Er will nicht fliegen können über einen Berg, der andern unübersteigbar erscheint. Er ist ein scharfsichtiger und gewandter Kletterer, der weiß, daß auch die glätteste Wand Sprünge und Ritzen und Spalten hat, in die man den Fuß setzen, und Zacken, nach denen man greifen kann, sich daran emporzuziehen zum Gipfel. Aber man darf sich, und wenn man das Leben mit noch so sonnigem Auge erschaut, wenn man noch so gerne über seine Risse und Widersprüche hinweg nur nach dem Glück und dem Erfolg sehen möchte, nicht geruhig in die Täuschung hineinträumen, daß einem das alles mühelos in den Schoß falle. Und man darf, auch wenn man einmal von seinem Weg abgeirrt ist und vielleicht eine kurze Zeitlang meint im Dunkel zu tappen und alles zu verlieren, was man bisher gewonnen, nicht stehen bleiben oder gar den Blick rückwärts wenden, um die ausgetretenen Geleise nochmals zu betreten. Vorwärts, nur immer vorwärts muß man. Man stößt sich an Steinen und ritzt sich an Dornen. Man fühlt, daß sich einem manchmal das Herz zusammenkrampft in bitterem Weh über manche Enttäuschung und manchen schimmernden Trug. Man sieht manche Freude und manche Hoffnung zertrümmert am Boden liegen, und manches Vertrauen mit Falschheit und Undank gelohnt. Man schreitet auch darüber hinweg, denn man weiß: Des Lebens Schwanken und Wanken ängstigt und verwirrt nur den, der nicht vermag darüber hinwegzusehen. Er schaut nicht nach dem Hohen und Ewigen, das uns lehrt, all unser Tun und Wollen in freudiger Selbstlosigkeit in seinen Dienst zu stellen und dankbar auch den Schmerz zu empfangen als die Gabe eines Geschicks, mit dem zu hadern wir kein Recht haben.

Das mag wohl so eine Art von Lehre sein, die wir für uns und andere aus dem Leben von Max Eyth gewinnen. Er will sie uns nicht aufdrängen und nicht unsern wortreichen Dank dafür. Er liebt es in seiner still-heiteren Art nicht, im Mittelpunkt des lauten und geräuschvollen Treibens zu stehen. Auf den Wegen, die er geht, will er kein zahlreiches Gefolge geschwätziger Bewunderer und Lobredner. Was er zu berichten hat von sich und seinem Leben, das erzählt er am liebsten im engen Freundeskreis. Das meldet er den Seinigen in der Heimat, und wenn von dort aus die Kunde dringt in die Welt, wenn sein Name allüberall einen bekannten und vertrauten Klang bekommt, und wenn er da, wo er sich einstellt als Gast und Freund, bei Alt und Jung frohen Gruß hört und herzlichen Willkomm findet, dann müßte er nicht der Mensch mit dem warmen Herzen sein, wenn er sich nicht dessen freute und froh die Hände faßte, die sich ihm entgegenstrecken. Das hat er gar oft und viel erfahren in seinem Leben und Wandern landein und landaus. Er hat nicht tiefsinnige Betrachtungen über sich und seine Eigenart angestellt, und die moderne Art seelischer Selbstzergliederung, wie sie so mancher „deutsche Schriftsteller" als das wichtigste Problem seines Schaffens betreibt, ist ihm von jeher in innerster Seele zuwider gewesen. Er freut sich seines Talents und seiner Gaben, nicht weil sie ihm Namen und Ruhm gebracht, sondern weil er vermöge derselben andern Freude und Erquickung schafft, und weil er sich durch sie verbunden fühlt mit allen denen, die in dem Jagen und Treiben des Alltags noch nicht den Sinn verloren haben für die Güte und das Sehnen des Menschen nach einer Freiheit, die uns emporträgt über die irdische Schwere.

Denn aus ihnen bildet sich das, was wir Tüchtigkeit nennen. Das, was den Mann schafft, der seine Kräfte nicht setzt an das tolle Wagnis, meistern zu wollen die natürlichen Gesetze unserer Entwicklung. Er rühmt sich nicht prahlerisch, die Lösung aller Daseinsrätsel finden zu können. Er weiß, daß auch unser Wissen seine Grenzen hat, und daß wir die Kraft zur Arbeit nur holen aus dem frommen Mut, uns einer Macht zu unterwerfen, die unser Geschick lenkt wie die Sterne auf ihren ewigen Bahnen.

Das alles kündet Max Eyth nicht mit vielen Worten und schönen Reden. Wie er selbst sich diesen Glauben erworben in mühevollem Ringen, so, meint er, müsse ein jeder, der sein Leben erfaßt als eine heilige Pflicht, ihn erkämpfen und festhalten in der Stille des Herzens und des Sinnens über das, was uns allen not tut, über die Harmonie zwischen der Welt in uns und außer uns.

Mag sich mit dem allem jeder nach seiner Schule und Schablone auseinandersetzen. Mag's der eine deutsch und der andere christlich nennen. Ich will's ihm nicht wehren. Aber ich in meinem Teil möchte es für Max Eyth als schwäbische Art geschätzt wissen. Ich weiß wohl, daß ich damit nicht allen nach Sinn und Gedanken rede. Es gibt der Leute gar viele, die namentlich uns Süddeutschen und Schwaben jedes engere Heimatsgefühl und jede Freude an eigener Stammesart am liebsten polizeilich verbieten und uns allmählich aufgelöst sehen möchten in eine großdeutsche Allgemeinheit, die von keiner Verbindung mit der geschichtlichen Vergangenheit und der ursprünglichen und wurzelechten Kraft derselben etwas wissen wollen. Aber das ist eine Schwärmerei, mit der sich ernsthaftes Denken und ruhiges Erfassen der Tatsachen nicht abgeben kann.

Es wäre ja eine Torheit, die Schwächen und Schattenseiten, die uns Schwaben anhaften, leugnen oder beschönigen zu wollen. Wir wissen's selbst am besten, und die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte in Deutschland hat uns wahrhaftig eindringlich genug darüber aufgeklärt, wo unsere Fehler liegen. Schwerfällig und bedachtsam, verschlossen und mißtrauisch gegen alles Fremde, wie wir nun einmal sind, haben wir es leider nicht verstanden, dem Zug der neuen Zeit so weit zu folgen, daß wir deren Anschauungen und Forderungen uns zunutze gemacht, und wenn auch nicht in allen Teilen, so doch namentlich auf literarischem Gebiet an der Umwertung veralteter Werte in neue und gangbare tätigen Anteil genommen hätten. Dem Neuen, was uns nicht in den Kram paßte, haben wir nicht den aktiven Widerstand eigener Lebenskraft und eigenen Schaffensdranges, sondern nur den passiven Widerspruch einer manchmal recht kleinlichen und verdrossenen Kritik entgegengesetzt und uns vermöge unseres schwäbischen Eigensinns dafür nur um so fester an unserer Vergangenheit und deren Überlieferungen festgehalten. Die Folgen davon sind nicht immer heilsam für uns gewesen. Die Tatsache, daß gerade auch die literarischen Probleme unserer Zeit doch in erster Linie als Lebensäußerungen erfaßt und ergründet sein müssen, hat sich bei uns weit langsamer und schwerer Bahn gebrochen als anderswo. Aber wir dürfen uns doch nicht von dem Rade der Zeit zermalmen lassen, wir dürfen doch nicht, nur weil wir eine so große und selbstgefällige Freude an unserer „Eigenart" haben, von der Walstatt der Geister wegflüchten und uns kleiner dünken als andere. Im behaglichen Dahinschlendern werden uns die Glieder schwer und ungelenk. Wir müssen ringen und

streiten lernen. Wir müssen gleich den andern geistige Werte schaffen können, die auch in der Zukunft gelten sollen. Ernsten Inhalt in schöne Form zu bringen, des Lebens heiteres Genießen zu einigen mit treuer und tiefgründiger Arbeit, im ewigen Wechsel das Dauernde zu erkennen und im Einerlei des Alltags uns zu wahren die Frische und Schwungkraft des Geistes, ruhig und gerecht zu erwägen die Gegensätze des Daseins, das ist unsere Aufgabe.

Ist uns hierin Max Eyth nicht mehr als einmal vorbildlich? Ist er's uns nicht auch namentlich darin, daß er es in seinem vielgestaltigen Wanderleben verstanden hat, freudig und neidlos fremde Vorzüge anzuerkennen und zu lernen von andern, und sich dabei doch die Eigenart des Schwaben treu zu wahren? Er wäre ja vielleicht auch der Tradition zum Opfer gefallen. Er hätte vielleicht auch die schablonenhafte Erziehung in klösterlicher Stille über sich ergehen lassen müssen, um später einmal, nach einem kurzen Ausflug in die weite Welt, in irgendeinem kleinen Winkel seiner Heimat als Pfarrherr oder im engbegrenzten Wirkungskreise eines Jugenderziehers seinem Gott und seinem König recht und schlecht zu dienen. Und er wäre unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse vielleicht auch einer jener vielen geworden, denen jahraus, jahrein des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr die Wege gewiesen, der ferne vielleicht den Strom des Lebens hätte rauschen hören, aber tief und schmerzlich, vielleicht mehr als andere empfunden hätte, daß im Einerlei des Tages seine Lebensfreude zermürbt und seine Kraft gebrochen war und er nichts habe, an das er sich halten könne, als das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung.

Aber daß er nicht diesen Weg ging, daß er sich schon als Knabe eine Welt für sich träumte und aus diesem Traum

hinaus in die Welt der Wirklichkeit schritt, nichts anderes sein eigen nennend als einen frohen Mut, ein paar helle Augen und Gesundheit an Leib und Seele — das ist auch so ein Stück schwäbischer Eigenart. Es ist damit eine merkwürdige Geschichte, auf die wir im Leben unserer bedeutenden Männer immer wieder und wieder stoßen. Der Drang in die Weite, die Romantik unbekannter Ferne, denen die Heimat zu eng und die Aufgabe, die ihrer dort harrt, zu klein und leicht dünkt, und draußen in der Welt die Sehnsucht nach der Heimat, die träumende Freude an ihrer behaglichen Enge und an ihren altväterlichen Gewohnheiten, Gegensätze und Widersprüche, die anscheinend so hart aufeinanderstoßen und doch so bald und so ruhig sich ausgleichen lassen durch den Hinweis auf das, was dem Schwaben bei all seiner Schroffheit und Unbeholfenheit, bei all seinem Eigensinn und seiner Verschlossenheit in ganz besonderem Maße eignet: ein weiches, gutes Herz und eine Anspruchslosigkeit den Genüssen des Lebens gegenüber, die ihn überall wieder sich zurechtfinden läßt, auch in der fremdesten Umgebung.

Wir sehen's an Max Eyth: dem Schwaben ist ein Wandertrieb eigen wie kaum einem andern deutschen Stamm. Wir können's aber auch an ihm klar und deutlich beobachten, wie dieser Trieb, elementar und ungebärdig in seinen ersten Äußerungen und unklar und verworren in seinen Zielen, sich stetig umwertet und umwandelt zur klaren Erkenntnis dessen, was man sucht, und zum energischen Erfassen dessen, was man will. Es gibt ja Leute, die die Welt durchwandern in die Kreuz und Quer, die Länder und Meere sehen und die Wunder vergangener Zeiten, und die doch von all ihren Zügen und Fahrten nichts anderes mitbringen als eine

säuberliche Registratur all dieser Dinge, als das Geschick alles das, was sie gesehen, so vollständig als möglich nach Schema Bädeker oder Meyer wieder herunter zu zählen. Und es gibt wiederum Leute, die ihres Weges gehen mit freudigem Vorsatz, alles das, was sie erschauen und erfassen auf ihren Wegen, in sich aufzunehmen als ein Stück ihres eigenen Lebens, nicht die schnurgeraden und schon von so vielen begangenen Wege zu gehen, sondern, wenn's not tut, einmal auch durch Gestrüpp und Busch sich durchzudrücken und abseits von der breiten Heerstraße in stiller Einsamkeit dahinzugehen. Und es gibt Leute, die von allen Städten, groß und klein, die sie gesehen, jede Straße kennen und jede Kirche und jedes Museum zu nennen wissen, die natürlich „aus eigener Erfahrung" die besten Hotels und die schönsten Etablissements kennen und doch verlegen verstummen, wenn man sich erkühnt, zu fragen nach einem stillen Reize, nach einer behaglichen Ecke und nach dem Geiste des Volkslebens in seinen bunten Farben, den man kennen und verspüren möchte, weil man da den Leuten hineinsieht in Herz und Gedanken. Das ist nun freilich, wie ich gerne zugebe, eine Kunst, die nicht einem jeden eignet, es ist ein sonderliches Talent, und wer wissen will, wie man mit diesem Talente wirtschaftet, der nehme einmal einen Band der Reisebriefe von Max Eyth zur Hand und lasse sich von ihnen erzählen von fernen Ländern und Völkern. Er vergesse aber dabei nicht, daß man, um so schreiben und berichten zu können, neben aller Frische und Helle doch auch noch eines braucht, dessen sich Eyth schon in der Zeit seines jugendlichen Wanderns rühmen konnte, ein tüchtiges und reiches Wissen, einen rastlosen Trieb zu lernen und die besondere Gabe, im Großen das Kleine, in der

rastlosen Flucht der Erscheinungen und im Wechsel der Geschehnisse das Feste und Dauernde zu erfassen und sich zu eigen zu machen. Eyth zog ja nicht in die Ferne, um ein Mann der trockenen Theorie der Arbeit zu bleiben; er hatte nicht umsonst schon den Hammer geschwungen und war hinter dem Schraubstock gestanden. Es galt ihm vor allen Dingen die Praxis; es galt ihm, zu sehen und zu erkennen, wie man eine Aufgabe nicht nur nach einem mehr oder weniger mühsam eingelernten Schema lösen, sondern wie man an diese Lösung herantreten und sie erreichen könne auch ohne trockene Schulweisheit und ohne irgendeine gelehrte Formel, lediglich durch natürliches Geschick und gründliche Kenntnis der Materie. Und Eyth ist bei all dem reichen theoretischen Wissen, das er besaß, doch sein Leben lang ein Anhänger der Praxis gewesen. Die ruhelosen Kräfte, die die Materie schaffen und gestalten, in seinen Dienst zu stellen, mühsame Versuche nicht zu scheuen, aber immer auch an dem Grundsatze festzuhalten, daß man das Leben nur durch das Leben meistert, und daß nur der ein Herr ist in der Natur, der sie erkennt in ihrem innersten Walten und ihrem stillen Zusammenhang mit dem Menschen, das war es, was ihn in all seinem Schaffen und Wirken leitete und ihm Erfolge schuf, auf die er mit Recht stolz sein konnte.

Und ich meine, dabei sei ihm namentlich auch die so viel genannte Schwerfälligkeit des Schwaben eine getreue und hülfreiche Gefährtin gewesen. Man muß eben, wie Eyth, die Gabe besitzen, eine solche von Hause aus nicht gerade fördernde Anlage umzubilden und zu veredeln zu einem Streben nach Gründlichkeit, das an keinem, auch nicht dem kleinsten und unscheinbarsten Dinge achtlos vorübergeht, son-

dern es in den Dienst seines Wissens und seiner Erfahrung kleinsten und unscheinbarsten Dinge achtlos vorübergeht, sondern in den Dienst seines Wissens und seiner Erfahrung zu stellen sucht. Es ist ja manchmal vergebliches Mühen, es ist aber auch oft ein lohnendes Beginnen, sonderlich für den, der den Blick hat für das Streben all unserer kleinen und großen Organismen zur Einheit und wechselseitigen Ergänzung, und der über dem Stoff den ewig waltenden und rastlos neuschaffenden, aus dem Vergehenden neues Leben weckenden Geist zu erkennen und zu begreifen vermag. Eyth hat sich von jeher in scharfen und bewußten Gegensatz zu dieser öden und materialistischen Erfassung der Natur und ihrer Entwicklung gestellt. Er war eben nicht nur ein Mann der Arbeit, er war und ist als ein echter und gerechter Schwabe auch ein gutes Stück eines Idealisten und Träumers, der noch glaubt an Geheimnisse in Natur und Leben, der noch emporblickt zu einem Unerforschlichen, vor dem unser Blick sich senken und bei all unserem stolzen und reichen Wissen, bei all unserem Vorwärtsdrängen auf neue Gebiete unser Mund doch bekennen muß, daß wir gebunden sind an eine Endlichkeit und Enge, über deren Grenzen uns nichts hinwegführt als Glaube und demütige Ergebung.



Wir stehen damit wieder da, wo wir schon einmal gestanden sind im Leben Max Eyths. Wie sollen wir das nennen? Wir wissen es aus seiner Kindheit und Jugend. Der Ton, auf den sein Leben in jener Zeit gestimmt war, war ein christlicher und religiöser und er klingt in seinem ganzen Leben und Denken nach! Die Frömmigkeit,

die im Hause der Eltern waltete, war freilich keine engherzige und kleinliche; sie wollte nicht gebunden sein in Formeln und strengen Lebensgeboten. Sie war der starke und alles beherrschende Gedanke an eine Abhängigkeit vom Ewigen, von einem Geiste, der sich nicht fassen und zwingen läßt in starre Dogmen und Formeln, sondern als lebendige Macht im Herzen eines jeden wohnt, und so mannigfachen Ausdruck er auch findet in Wort und Gedanken, doch immer wieder uns alle einigt und zusammenführt in dem obersten Gebot unseres Daseins, der Liebe zu Gott und der Milde und des Glaubens an den Menschen. Das war und ist das lebendige Christentum, das in dem Hause und in den Herzen der Eltern wohnte und seine stille, fördernde Kraft auch an den Kindern erwies als unverlierbares Erbe. Es mag ja sein, daß es dem modernen Menschen etwas altväterisch und verbraucht erscheint. In jener Zeit, da Max Eyth aufwuchs und in seine empfängliche Seele aufnahm, was alle Wechselfälle seines Lebens überdauern sollte, die Treue zur Heimat und zum Elternhause, war solcher Glaube eine mächtige und lebendige Kraft, die sich auch mit den rationalistischen Strömungen auseinanderzusetzen und die neuartigen Erforschungen und Ergebnisse der geschichtlichen Kritik in ihren Dienst zu stellen wußte. Zweifel und Bedenken müssen ja von jedem, der den Glauben seines Lebens auf einen sicheren Grund stellen will, durchgemacht und überwunden werden, und wenn auch Max Eyth gerade über derlei Dinge nicht viel Worte macht, — daß sie auch bei einem sich selbst und anderen gegenüber so grundehrlichen und wahrhaftigen Menschen wie bei ihm nicht ausgeblieben sind, und daß er, wie so viele vor ihm und nach ihm, seinen Kampf gekämpft und um seinen Gott gerungen hat, dessen haben

wir nicht einen Augenblick Zweifel. Denn es müßte uns sonst kaum denkbar erscheinen, was wir immer wieder und wieder bei ihm finden, und was uns an ihm erfreut und erquickt wie das Wort eines Freundes, das feste, fromme Vertrauen auf ein Walten über Raum und Zeit und die Ehrfurcht vor dem Heiligsten, was wir Menschen unser eigen nennen, das Gefühl der Abhängigkeit vom Ewigen. Das macht fest und tief und wahrhaftig, das klingt wie ein heller Glockenton durch den Lärm und das Gewühl des Alltags und mahnt uns, mitten in seinem Hasten und Jagen einen Augenblick stillzuhalten und Blick und Sinnen emporzurichten zu lichten Höhen, über denen wir den suchen und ahnen, der unser eigen werden soll mit jedem Gedanken, den wir denken und mit jedem Vorsatz, den wir fassen, zu forschen und zu streben nach dem Vollkommenen. Es mag ja sein, daß ein solches Christentum dem einen als ein „ästhetisches" zu weit und allgemein erscheint, und ein anderes mag sich mühen, festzustellen, daß das, was wir die Dogmen der Kirche und des Glaubens heißen, damit nur wenig oder am Ende gar nichts zu schaffen habe. Aber das ist es nicht, was nur zu Zweifeln berechtigte an der Echtheit und der Kraft solchen Empfindens; und es ist nicht an dem, daß wir heute den Menschen und seine Stellung zu Gott beurteilen sollen nach dem Wort und der Lehre, die sich gebildet hat in einer langsamen Entwicklung der Jahrhunderte, sondern nach dem Geiste, der ihn treibt zu handeln und zu wirken für sich und andere. Und wenn auch so das Christentum nicht mehr nur eine religiöse Frage, sondern eine Kulturfrage wird, an deren Lösung wir alle mitarbeiten, nimmt ihm das auch nur ein Tüpfelchen von seinem Gehalt? Kultur und Christentum sollen und wollen

sich ja einigen. Wir sollen das Endliche nicht bemessen nach vergänglichen Werten, sondern es in den Dienst von Ewigkeitsgedanken stellen, deren Ziele nach einer andern Richtung hinweisen als derjenigen eines stolzen und selbstbewußten Übermenschentums. Aus dieser Erkenntnis heraus unser sittlich-religiöses Leben zu bilden und es in Einklang zu bringen mit den Fortschritten unserer natürlichen Entwicklung, das halten wir für die erste Aufgabe einer Kultur, die Ideale hat und in allem Wechsel der Erscheinungen auf dem festen Boden der geistigen Freiheit steht. Es bedarf dazu ja keiner Kompromisse und keiner gewaltsamen Umbildung gegebener Formen. Im ruhigen und steten Gang der Entwicklung werden sich die scheinbar gegensätzlichen Elemente zusammenfinden zu einer Einheit, deren Grundlage sich bildet und befestigt durch den Glauben an die ewigen Gesetze der Menschheit, die nichts wissen von Willkür und Wundern, und lediglich nicht verstanden werden von denen, die glauben, sich nur mit einer Gottheit zurechtfinden zu können, die nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe! Und es ist wahrhaftig nur die Sache ängstlicher und verzagter Seelen, in solchem Hoffen und Glauben denjenigen, nach dem wir uns heute nennen und für alle Zukunft genannt wissen wollen, in den Hintergrund gedrängt zu sehen. Uns muß und wird nach wie vor der Christus, der erfüllt vom Geiste des Ewigen als Mensch auf Erden gewandelt ist, der Vertraute unserer Seele und der Führer zu Gott sein. Wenn wir nur so vor ihn treten, dann werden wir tagtäglich erkennen, daß er vor uns höher und gewaltiger steht als der Christus, den so mancher nur sehen möchte in dem Strahlenglanz einer Überirdischkeit, der unser Auge nur blendet

und uns den Mut nimmt, an ihm und in ihm ein reines und göttliches Menschentum zu verehren, dessen Reichtum und Fülle nur der begreift, der sein eigenes Dasein als die heilige und ernste Aufgabe der Erlösung von sich selbst erfaßt. Die christliche Kultur der Zukunft aber — und christlich wird sie in solchem Sinne immer bleiben — mit all ihren Verzweigungen und Wechselbeziehungen zu unserem geistigen Gesamtleben, wird sich seiner niemals entledigen können oder wollen. So laut auch gerade diejenigen heute ihre Stimme erheben, die von einer Zersetzung des Christentums reden, weil sie Form und Inhalt absichtlich oder unabsichtlich verwechseln, so wird sie und andere doch der Verlauf unserer Zukunft belehren, daß auch diese Zersetzung, auf die ja das und jenes hinzuweisen scheint, nur ein vorübergehender Prozeß ist, aus dem sich vielleicht in neuer Gestalt die ewige Wahrheitslehre Christi herausheben wird. Und mit ihr müssen auch wir rechnen. Denn sie ist die Wahrheitslehre der nach oben strebenden Menschheit, über die wir mit allem Trotz und Stolz auf unsere Kulturerrungenschaften niemals hinwegkommen werden.

Das ist's, was ich aus alledem, was Max Eyth über solche Dinge sagt, glaube herauslesen zu dürfen. Es ist in ihm wie bei jedem, der sich selbst heranziehen und festigen möchte zu einem sittlichen und religiösen Charakter, eine gewisse zarte Scheu, sein Inneres zu enthüllen vor den Augen anderer. Nicht einmal den Eltern gegenüber, die ja allezeit seine besten und treuesten Freunde blieben, und auf deren Verstehen er doch sicher rechnen konnte, spricht er davon. Aber wir dürfen aus dem, was wir von ihm wissen und wie er gerade auch in seinen Briefen vor uns steht, solche Konsequenzen ziehen und den Inhalt

seines Lebens solchermaßen zusammenfassen. Wir denken dabei der Worte, die er einmal an seine Mutter schreibt: „Soll ich des breiteren auseinandersetzen, was schon tausendmal gedacht und gesagt wurde. Es würde zu nichts führen. Wahrheiten dieser Art wachsen nur von innen heraus, in jedem Menschen anders. Du selbst gibst als schließlichen Grund und Beweis Deiner Auffassung Dein Gefühl an. Das ist mir ganz recht und lieb. Auch ich habe ähnliche beweiskräftige Gefühle, aber ich dränge sie keinem Menschen auf; denn ich weiß zu wohl, wie sie mir im Lauf der Zeit angewachsen sind. Ist es nötig, an der Wahrheit des Spruches vom Sperling auf dem Dache und vom Haar auf dem Haupte zu zweifeln, wenn man an ein naturwidriges Eingreifen des lieben Gottes in unsere gewöhnlichen, menschlichen Verhältnisse nicht glauben mag? Die ganze Natur, die ganze Welt, groß und klein, lebt als Wille Gottes, und deshalb fällt der Sperling und das Haar, wenn seine Zeit kommt. Unser Beten gegen diesen Willen hilft nichts. Sein Wille, nicht der unsrige, geschieht und soll geschehen. Alles Bitten um etwas anderes als Ergebung in das Walten der göttlichen Kräfte in der Natur ist kindlich, menschlich rührend, es ist fromm und stärkend, wenn es im Glauben geschieht, aber der himmlische Geist, der unser menschliches Bitten und Wünschen besser versteht als wir selbst, gibt uns dafür nicht, was wir erbitten, sondern was wir hätten erbitten sollen: die Ergebung in seinen Willen. Also auch hier —: Friede, Friede!"

Muß ich da noch ausdrücklich darauf hinweisen, daß solche Gesinnung auch der Grund und Boden ist für das, was wir gerade auch auf religiösem Gebiete „Toleranz"

nennen? Ist's denn nicht eigentlich selbstverständlich, daß ein Mann, der sich so mit sich selbst einig weiß, keine trennende Schranke kennt zwischen sich und denen, die ihrem Gott auf andere Weise dienen als er: „Sind sie nicht alle Menschen wie ich? Soll ich sie geringer schätzen, weil sie einen andern Weg gegangen sind oder geführt wurden als ich? Niemand kann einen Stein verachten, aber achten kann ich ihn ihretwegen, um der Millionen meiner Mitmenschen willen, die ihn verehren. Tausende denken und fühlen anders. Aber in diesen Sachen hat jeder Mensch sein eigenstes Recht, und kein Mensch dasjenige, den andern zu richten."

Und es ist doch wahrhaftig nichts anderes als das Bekenntnis eines frommen Mannes, wenn Eyth einmal in ernster und schwerer Zeit schreibt: „Die Zeiten mögen kommen, in denen wir alles brauchen, von innen und außen, was uns aufrechthalten kann. Eins aber sollen sie uns nicht nehmen, den Glauben an Gottes Fügung und die Kraft des Guten in der Welt."



In einem Briefe, lange nach seiner englischen Lebensperiode, spricht Eyth einmal der Mutter auch von Stimmungen und Verstimmungen, die den Menschen überfallen wie unheimliche Geister und sich nur verscheuchen und vertreiben lassen durch entschlossene Arbeit. Man darf sich gewiß nicht darüber wundern, daß auch in seinem Leben sich solche Regungen zeigen, und sie mögen wohl häufiger bei ihm gewesen sein, als er selbst nach Hause berichtet. Denn auch ihm ging ja nicht immer alles nach Wunsch und Willen. Es traten auch an ihn Fragen heran, für die

er nicht sogleich die Antwort fand, und Aufgaben, deren Lösung ihm mehr als einmal erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht wurde durch die Dreinsprache anderer, die vermöge ihrer äußeren Stellung das Recht zu haben glaubten, alles besser zu wissen. Solche Leute sind ja bekanntlich nicht allzu selten in der Welt, und man wird mit ihnen nicht immer auf ein und dieselbe Art fertig. Es ist nicht immer ein Gebot der Lebensklugheit, gegen sie loszuwettern, weil ihre mangelhafte Kenntnis auf der Hand liegt. Die Umstände gebieten oft auch dem Tüchtigsten, scheinbar sich ihnen zu fügen und ihre Erörterungen mit pflichtgemäßer Ruhe und Ergebung anzuhören. Eine andere Sache ist es dann freilich, innerlich und äußerlich mit ihnen so fertig zu werden, wie es für ein ersprießliches Arbeitsresultat geboten erscheint, und ich meine, fertig werde zuletzt ein jeder damit, der nur eine kleine Dosis von dem hat, was Max Eyth in so reichem Maße sein eigen nennt: Humor. Wir wollen es hier sofort feststellen, wir halten diesen Humor, wie er ein ureigenes Stück seines Wesens ist, auch für eine einzigartige schwäbische Eigenschaft, und wir halten ihn in allen seinen Äußerungen namentlich auch für einen Beweis dafür, daß der echte und wahre Humor nur bei denen zu finden ist, die sich in mannhaftem Ringen mit sich selbst und mit der Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles Irdischen Herz und Gemüt gefestigt haben in dem Glauben an den endlichen Sieg eines Mutes, der seine Kraft nicht aus sich selbst nimmt, sondern aus dem Bewußtsein unserer Abhängigkeit von höheren Mächten. Der echte Humor ist immer der Ausdruck des Friedens; er mag sich in noch so vielen Wandlungen und stammlichen Spielarten zeigen; er kündet immer von dem

Gemütsleben eines Menschen, der in der Welt auf sicheren Füßen steht und mit den Fragen unseres Daseins nicht ein unsicheres und die eigene Schwäche nur mühsam verbergendes Spiel treibt, sondern auch aus scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen mit ernstem Willen ein harmonisches Ganzes zu bilden und zu härten weiß. Er hilft dem, der ihn sein eigen nennt, ja auch so oft hinweg über das, was ihm da und dort als niedrig und gemein erscheinen will. Forschend nach dem Kern und Wesen aller Dinge, findet er immer wieder, auch im tiefsten Schlamme und im dichtesten Staube, ein Körnchen von Güte und Milde, das ihm wenigstens hilft, seinen Glauben an die höchsten Ziele der Menschheit nicht zu verlieren, sondern unter seinem Schutze weiterzuringen und weiterzuhoffen und weiterzulieben alles, was edel und wahr ist und bleibt. Das ist nun freilich vielleicht für manchen schon etwas Höheres als der Humor. Aber wer ihn nur in seinen Wirkungen auf unser Leben beobachtet und erkennt, der weiß, daß er uns ein Helfer und Tröster ist, nicht nur im Wechsel und Treiben und den Gefahren des Alltags, sondern auch in den stillen Stunden, die uns mit unserem Denken und Sinnen abseits führen auf verborgene Pfade, auf denen wir im Dämmerdunkel unserer Sehnsucht Gott suchen und finden möchten. Ein solcher Humor sucht auch das ihn umgebende Leid nicht als lästig und hindernd von sich wegzustoßen; er läßt es auch nicht ruhig neben sich bestehen, sondern will mit seinem milden und erheiternden Lichte auch hier helfen und trösten. Nicht hervorheben und einander gegenüberstellen will er die Gegensätze im menschlichen Leben, er will so gerne vermitteln und versöhnen, er lächelt unter Tränen und weint im Glück, er

ist der gute Geselle, der dem Wanderburschen beim Abschied aus der Heimat die Tränen trocknet, der ihm, wenn den Einsamen in der Ferne das Heimweh überkommen will, milde und zärtlich, wie eine Mutter ihrem Kinde, über Haar und Stirne streicht und ihm die traurigen Gedanken aus dem Kopfe treibt. Kommt dazu noch das schwäbische Gemütselement, die eigenartige Mischung von zerfließender Weichheit und derber Nüchternheit, naiver Freude am harmlosen Spott, den der Schwabe ganz gerne auch gegen sich selbst richtet, und bissiger Krittelei gegen alles Nichtschwäbische, so erhält dadurch sein Humor eine Prägung, die ihn eigenartig genug erscheinen läßt, um ihn auch danach zu bewerten und zu verstehen. Man hat dazu bei Max Eyth die reichste und beste Gelegenheit. Wer freilich die mehr bekannten als beliebten schwäbischen Derbheiten, wer namentlich auch etwa den schwäbischen Dialekt dabei suchen will, kommt bei ihm nicht auf seine Rechnung. Die Derbheiten überläßt er als eine durchaus vornehme und feinfühlige Natur anderen. Er läßt seinen schwäbischen Humor am liebsten da zu Wort kommen, wo es gilt, vermittelnd und versöhnend zu wirken, die Art anderer, die uns so gerne als lächerliche Absonderlichkeit erscheint, uns mundgerecht zu machen, und uns verstehen zu lehren, daß die äußere Form, wenn sie uns auch noch so fremd dünken will, nicht den geistigen und sittlichen Wert der Lebenserscheinungen zum Ausdruck bringt. Er hat ja dazu bei seinen Wanderzügen durch die Welt mehr und gründlicher Anlaß als so viele andere. Er erschaut und erlebt so vieles, mit dem auch er sich erst zurechtfinden, das er erst mit seinen angestammten Begriffen von Gut und Böse auf einen Ton zu stimmen suchen muß, und wenn ihm da-

bei nicht immer wieder sein goldechter Humor zur Seite stünde, so wäre er wahrhaftig manchmal übel dran. Er ist ja nicht gar zu wortreich und breitspurig, dieser Eythsche Humor. Man spürt ihn weit mehr in dem Gefühl der Behaglichkeit, das uns überkommt, wenn wir wissen, daß wir uns in der Gesellschaft gleichgesinnter und arbeitsfroher Menschen befinden, als daß man Auge und Ohr ergötzen könnte an seinen Bildern. Aber er wird einem, je mehr man sich vertieft in Eyths Briefe und Geschichten, so vertraut und so freudig=natürlich, daß man ihn nicht missen möchte. Er gibt sich so unaufdringlich=selbstverständlich, ein Wort nur oder ein kurzer Satz genügen ihm, um zu sagen, was er sagen möchte, ohne andere zu verletzen. Und wenn's auch sein mag, daß man diesen Humor erst dann recht versteht und wertet, wenn man ihn aus dem Munde Eyths selbst zu hören bekommt — denn Eyth ist nicht nur ein Meister des deutschen Briefes, sondern auch ein solcher im Erzählen —, auch aus seinen Büchern und Geschichten strömt es uns entgegen wie die trauliche Wärme stiller und weltferner Häuslichkeit. Wir dürfen's aber auch nicht vergessen: auch der Humor hat einen ernsten und dunklen Unterton. Es klingt auch aus ihm, wenn er nur aus der Tiefe des Herzens kommt wie heimliches Leid über das Welken des Schönen und das Stürzen des Großen. Aber er bescheidet sich ergeben in dem Gedanken, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist des Ewigen und Unvergänglichen. Unruhig und bitter gegen seinen Träger und andere ist der Witz, stille und friedlich der Humor. Und einer seiner Meister ist Max Eyth.

* * *

Mit Augen, die das Schöne und Echte suchen und oft auch da finden, wo andere nichts sehen können oder wollen, steht Max Eyth der Natur und der Kunst gegenüber. Es mag ja sein, daß er der letzteren gegenüber dem und jenem unserer Modernen etwas zu altväterisch, zu schematisch denkt und sieht. Der Schwabe ist eben gerade in solchen Dingen konservativer als mancher andere, er bringt alles gerne in bestimmte Formeln und Regeln, und es währt bei ihm länger als bei andern, bis er sich von ihnen losgemacht und sich auch hier auf eigene Füße gestellt hat. Aber hindert ihn das daran, das Schöne zu erkennen und zu genießen? Er gerät ja nicht wie manche Leute, die an der Oberfläche schwimmen, in wortreiches Entzücken und Schwärmen. Er nimmt, was er rings um sich erschaut, freudig in sich auf und läßt seinen Glanz sich ins Herz dringen als eine Kundgebung ewiger Gesetze, die nur stille Andacht ehrt. Und so gerne er sonst nörgelt und krittelt, hier gerade bescheidet er sich in der Erkenntnis, daß es Dinge gibt, die zu hoch über uns stehen, als daß wir sie mit unserem Verstand und Forschen erreichen und zerlegen könnten in Stücke und Teile, die wir je nach Belieben in das oder jenes System einsetzen oder nach flüchtigen Tageswerten umwerten könnten. Steckt ja doch auch in jedem echten Schwaben so ein Stückchen von einem Poeten, von einem Menschen, der das Große und Schöne in Natur und Kunst hinnimmt als ein heiliges Wunder und nur darauf sinnt, wie er ihm Raum schaffen könne in seinem armen und nüchternen Dasein. Das ewige Ringen um den sichtbaren Ausdruck dessen, was in uns wirkt, lebt und webt als das Geheimnis der Einheit zwischen der Welt in uns und außer uns, das Forschen nach den stillwalten-

den Kräften, die zwischen Volk und Land ein festes Band weben und den Menschen gleichsam verwachsen lassen mit dem Boden, auf dem er steht, und endlich der Glaube an die stete Entwicklung unserer ganzen Kultur, das ist es, was auch Max Eyth erkennt und erfaßt als das schaffende Element unseres Lebens, das er wiederfindet im Kleinen und Großen, im Werden und Vergehen, in der Ruhe wie im Sturm, und im Beharren des göttlichen Geheimnisses bei allem Wechsel des Irdischen. So erscheint ihm, der der Länder und Völker so viele gesehen, der staunend emporgeschaut hat an den Riesenwerken der Kunst, die Menschenhände geschaffen, und der wieder in der Stille der Wälder oder im Rauschen des Meeres den Atemzügen der Natur lauschte, alles nur als ein sichtbares Bild dieses Geheimnisses, und es will ihm schier wie Überhebung dünken, wenn einer versuchen will, drüber hinwegzugehen und sein im Grunde doch eng begrenztes Wissen höher einzuschätzen als das, was ihm ein unlösbares Rätsel sein und bleiben muß. Das hindert ihn ja nicht, die Freude an dem Schönen in sich wach zu halten, das lehrt ihn aber auch sich zurechtfinden mit dem Gedanken, daß das, was seinem eigenen Auge gefällt, nicht auch das Entzücken anderer sein muß, daß es ein vergebliches Mühen ist, Dogmen und Grundsätze zu formen, nach denen man die Menschheit ästhetisch schulen und drillen will, zu einer Weisheit, die der Welt der Erscheinungen so wenig standhält. Auch die Kunst und die Natur lassen sich nur fassen und verstehen durch freie Selbstbildung. Nicht jedem ist es ja gegeben, sich von ihr leiten zu lassen zu den Idealen, die er sucht, aber wer ihren Geist in sich spürt, und wer sich von ihm führen läßt zu den lichten Höhen, deren Luft uns kräftigt zum

Verzicht auf alles Sonderstreben, die uns den Blick helle machen für das wahrhaft Edle und Gute, der dient ihnen als ein echter Mensch, der seine Kräfte nicht nutzlos verschwendet.



Es sei einmal dieser Gedanke festgehalten. Wie ein roter Faden zieht er sich durch das Leben und Wirken von Max Eyth. Und er erklärt uns vielleicht auch am deutlichsten die Doppelnatur in ihm, die so manche nicht begreifen und fassen zu können glauben. Ein Mann wie er, völlig aufgehend, und wohlverstanden, hervorragend tüchtig in einem Beruf und an einer Arbeit, die nur mit den Tatsachen der Zahlen und der natürlichen Kräfte rechnen kann, der Vertreter einer Technik, die so vielen als die nüchternste und trockenste Prosa erscheint, und dabei doch auch ein Dichter und Sinner, der sich nicht erst zu mühen braucht, um aus dem, was er sieht und findet, bunte Gebilde zu gestalten, wie sie nur in der Welt der Phantasie leben, dem das alles ohne Zwang frisch und hell wie ein fröhliches Lied aus dem Herzen und über die Lippen kommt. Also ein Zweiseelenmensch, wie man sich ihn nicht schöner denken kann? Ein Mann, dem es gegeben ist, Gegensätze in sich zu vereinigen, die andere für unüberbrückbar halten! Mag sein, daß man damit das Richtige trifft. Vorausgesetzt freilich, daß man das Recht hat, einen so reich beanlagten Menschen in die allgemeine Schablone pressen und sein Tun und Schaffen nach irgendeinem herkömmlichen Schema zu bewerten. Aber ich meine, man brauche gar nicht nach derlei Erwägungen zu greifen. Es ist doch so leicht, diese beiden scheinbaren Gegensätze auszugleichen,

wenn man zwischen sie nur das stellt, was Max Eyth durchs Leben geleitet, die Freude am Schönen und an der Harmonie. Er selbst hat es wohl mehr als einmal gefühlt und jedenfalls auch des öfteren zu hören bekommen, daß man seinen Beruf einschätze als ein Geschäft, dem jeder ideale und gar poetische Kern fehle, und vielleicht gerade deswegen hat er es auch einmal unternommen, davon in einem Vortrag über Poesie und Technik zu reden. Denn er hat dabei klar und deutlich erkannt, daß es sich hier nicht allein um zwei theoretische Begriffe handelt. Es gilt vielmehr, sich mit zwei Anschauungen auseinanderzusetzen, die einander gegenüberstehen wie zwei kampfbereite Gegner; die weltferne und in trockenen Abstraktionen lebende Bildung klassischen Wissens und die Gegenwart und Zukunft der modernen Arbeit, die alles Können und Forschen in den Dienst der praktischen Kultur stellt. Eyth ist sein Leben lang kein Schwärmer für das gewesen, was wir klassische Bildung nennen. Sie fesselt Geist und Streben an eine Zeit, die für uns lange, doch lange vergangen sein muß, und die uns nicht einen einzigen Wert bietet, der es uns ermöglicht, uns frei zu bewegen und praktische Gewinne für uns und andere zu schaffen. Durchs ganze Leben schleppen wir die goldene Kette des klassischen Phantoms, wir sehen die sonnige Gegenwart durch die blaue Brille des Gelehrten, wir mühen und beladen uns mit totem Formelkram und achten dabei nicht der lebendigen, sich ans Licht des Tages drängenden Kräfte, die in unermüdlicher Wechselwirkung das zeugen, was wir moderne Technik heißen. Denn die Technik ist heute ebensogut eine Wissenschaft wie alles andere, was wir mit diesem Namen decken. Ihre Teile werden nicht zusammengehalten durch

ein mechanisches Nebeneinander; in ihr und in ihnen lebt ein Geist, der sie zusammendrängt und zusammenzwingt zu einem gewaltigen Ganzen, von dem wieder wie in tausend sprudelnden Bächen neues Leben ausfließt über die Erde. Wir müssen, wenn wir tatenfrohe und schaffende Menschen der Gegenwart und Zukunft sein wollen, endlich einmal fertig werden mit dem Vergangenen und Überlebten. Wir müssen es in allen Gliedern spüren und mit jedem unserer Gedanken denken, daß wir in einer neuen Zeit leben. Ihr werden die Wege gewiesen von Naturmächten, denen nur der standhält, der sich fühlt als ein Teil ihrer selbst, und doch wieder Mut und Kraft genug besitzt, um sich über sie zu stellen und sie sich und der Menschheit dienstbar zu machen. Dabei gibt es freilich kein Hängen und kein Beharren an Überliefertem und Ererbtem. Jeder Tag und jede Stunde bietet uns Neues und Seltsames; jeder Blick in die Natur und jeder Ton, der an unser Ohr schlägt, kündet uns von einer neuen Aufgabe, die ihrer Lösung durch uns und andere harrt, und die gelöst werden kann, wenn wir nur nicht stille stehen und rückwärts schauen auf das, was gewesen ist. Aus den Tiefen der Erde und von den Höhen des Himmels herab, aus den Wellen der Ströme und Meere und aus den Stürmen, die drüber hinsausen von Land zu Land und von Erdteil zu Erdteil, holen wir uns die helfenden Kräfte; alles webt ineinander und dringt durcheinander; alles flutet auf und ab in gewaltigem Branden, und alles ringt und strebt vorwärts nach Arbeit und straffem mutigem Lebenswillen. Und da komme und sage einer, in solchem Wogen und Gären liege keine Poesie, das töne und klinge nicht wie das Zukunftslied der Menschheit, und das künde

nicht von dem, was uns im Innersten wohnt und sich emporringt ans Licht, zu künden von der Herrlichkeit ewig waltender Gedanken. Will da einer noch behaupten, er sehe in der Technik, wenn er sie nur erkennt als die Verkörperung solchen Schaffensdranges, keine Poesie; will da einer sagen, sie biete dem Menschen nichts anderes als bequeme Arbeitsmittel und angenehme Lebensbedingungen? Hat nicht auch sie ihren tiefen, sittlichen Gehalt; muß sie nicht, um dem Fortschritt dienen zu können, gut und wahr und schön sein, wie alles, was uns leiten und führen soll zu den Idealen reinen Menschentums? Gibt es eine Lüge oder auch nur halbe Wahrheit in der Technik? Sie muß wahr bleiben, wenn sie leben will, denn sie muß zusammenstimmen mit den Gesetzen der Natur. Ist sie denn nicht gut, da doch ihre ganze Aufgabe nur darin besteht, die Menschheit freier zu machen vom äußerlichen Zwang, ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen und neue Wege zu öffnen, ihre Aufgabe als Beherrscherin der irdischen Welt zu erfüllen? Und ist sie nicht schön, da doch an dem, was sie schafft, klein oder groß, alles Harmonie und inniges Ineinandergreifen der einzelnen Teile zeigen muß? Es mag ja sein, daß diese Schönheit vorerst noch das besondere Empfinden des Technikers ist; es mag sein, daß es überhaupt nicht einem jeden gegeben ist, solche technische Schönheit zu erkennen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß es auch eine Schönheitslehre für die Technik gibt, und daß sie zwischen ihr und der Poesie ein einigendes Band knüpft. Und ist's nicht Poesie, freilich manchmal tragische Poesie, wenn der Bergmann hinabsteigt in die Tiefen der Erde, wenn sein Licht durch ihr Dunkel dringt und die Schläge seines Hammers durch die Stille tönen; „ist's nicht Poesie, wenn

wir ins Dunkel der Nacht emporlohen sehen die Flammen der Hochöfen, aus denen wie auf dem Riesenaltar einer unbekannten Gottheit das heilige Feuer der Arbeit Tag und Nacht gen Himmel schlägt, in dem sprühenden Strom flüssigen Metalls, der, aus scheinbar unzerstörbarem Gestein quellend, rotglühende Feuerbeete füllt, in dem emsigen Hantieren der schweißtriefenden Zwerge zwischen den Kesseln und Pfannen einer wahren Hexenküche, in der sie ihr grausiges Handwerk treiben?" Steckt keine Poesie in der dampfenden Lokomotive, die mit glühendem Auge durch die Nacht dahinfährt, oder in dem stolzen Schiffe, das in majestätischer Ruhe über die Wogen des Ozeans fährt und Trotz bietet dem Sturm und den Wellen? Und liegt nicht, wenn wir sie nur erkennen wollen, Poesie auch in dem Leben der Milliarden von Atomen, die die Materie bilden? Ist nicht ein ewiges Haschen und Fliehen, ein Werden und Vergehen, ein Leuchten und Erlöschen, ein Fließen und Erstarren, das, was wir mit diesem Namen nennen? „Während man dem geheimnisvollen Leben von Kräften im Innersten der Stoffe nachspürt, das Unfaßbare, unendlich Kleine fühlt, greift und mißt, vergeistigt sich uns die Materie sozusagen unter den Fingern. Es handelt sich hierbei nicht um phantastische Theorien, sondern um trockene Tatsachen, und es packt mich ein leiser Schauder, wenn mir aus dem tiefsten, geheimnisvollen Grunde der materiellen Natur dieses fast immaterielle Leben entgegentritt. Alles webt und lebt, zittert und schwingt in den unendlichen Massen des unendlich Kleinen, in diesem Augenblick in der Form von Hitze, im nächsten als Elektrizität, wieder im nächsten als plumpe, greifbare, ich möchte sagen: menschgewordene Kraft. Ist es das molekulare Leben des

Weltgehirns? Sind wir daran, dem großen Pan in den Nerven zu wühlen; ist es etwas vom Urgeist der Schöpfung, der in den ruhelosen Milliarden von Atomen fortzittert?"

So singt Max Eyth das hohe Lied von der Technik. Und zuletzt liegt ja doch für jeden, der ein warmes Herz in der Brust trägt und nicht verdrossen und mißmutig seiner Pflichten wartet, ein Stück Poesie in dem, was er treibt. Aber freilich, er muß sich diese Poesie selbst herausholen durch Treue und Freude; er muß dem schwächsten Sonnenstrahl Eingang gewähren in die Nüchternheit des Alltags und lernen, in der unscheinbarsten Blüte die Frucht zu erkennen, die ihm und andern heranreift zum Genusse und den Kern zu neuen Blüten in sich birgt. Denn auch für die Arbeit bleibt die lebendige und treibende Kraft das Hoffen!



Als Max Eyth hinauszog in die weite Welt, dort sein Glück und seinen Erfolg zu suchen, war seine schwäbische Heimat eines jener süddeutschen Länder, in denen man die Erfüllung seiner politischen und nationalen Aufgabe lediglich darin sah, entweder in der Stille großdeutsche Ideen zu pflegen, oder aber sich in einer mehr oder weniger energischen Abneigung gegen alles, was preußisch oder norddeutsch hieß, festzulegen. Man nannte das damals auch deutsch und national. Man wollte vielleicht mit diesem ingrimmigen Partikularismus sich selbst und andere hinwegtäuschen über ein Gefühl politischer Haltlosigkeit und Schwäche, das uns doch weit eher hätte zu der Einsicht von der Notwendigkeit eines Anschlusses an das emporstrebende Preußen, als eines Zusammengehens mit dem

innerlich mehr und mehr zerfallenden Österreich hätte bringen müssen. Man liebäugelte sogar in extremen Kreisen mit Frankreich, und man mußte erst die herben Erfahrungen des Jahres 1866 machen, um allmählich dem Gedanken Raum zu schaffen, daß die nationale Aufgabe der deutschen Zukunft anderswo liege als in dem Schwärmen von einer großen und glänzenden Vergangenheit. Die Realpolitik eines Bismarck war dem Schwaben eben etwas völlig Neues und daher auch Unbequemes, ja sogar Verhaßtes. Der natürliche Gegensatz, die stammlichen Unterschiede zwischen Nord und Süd wurden mit allem Fleiß auch in den Dienst der politischen Bewegung und Erziehung gestellt, und die gegenseitige Verstimmung dadurch in einem Grade verschärft, die zuletzt mit der unerbittlichen Logik der Geschichte zu einer gewaltsamen Krisis führen mußte. Daß wir durch den Ausgang derselben nicht nur nichts verloren, daß wir im Gegenteil dadurch die Einigkeit der deutschen Stämme wiederfanden, das war das, was die Besten unter uns in der Stille erhofft und als ein heimliches Sehnen jahrzehntelang in sich geborgen hatten. Ein einiges Deutschland unter Preußens Führung war ja auch in den politischen Kreisen Schwabens, die nicht ganz befangen waren in der Enge ihrer Vorurteile, der leitende und treibende Gedanke, und als die Zeit seiner Verwirklichung gekommen war, nahmen sie gerade den Kampf mit den veralteten Anschauungen mutig auf. Nicht als ob der Partikularismus ohne Berechtigung gewesen wäre und heute noch wäre. Er ist ein sogenannter notwendiger Bestandteil unseres ganzen politischen und sozialen Lebens. Er schafft Gegensätze, die notwendig sind, um Frische und Bewegung zu zeugen und zu erhalten, aber er darf nicht erstarren

und verknöchern in eigensinnigem Festhalten an einer Eigenart und an Anschauungen, die mit dem, was wir Fortschritt und Entwicklung nennen, nichts gemein haben kann. Und kein vernünftiger und deutschdenkender Mensch wird je einmal wünschen, daß er verschwinde. Aber man wird sich allezeit darum bemühen, ihm die scharfen Ecken und Kanten zu nehmen und ihn fortzubilden zu dem Bestreben, alle seine Äußerungen und Fähigkeiten in den Dienst des Gedankens der Einheit und Zusammengehörigkeit zu stellen, die allein Großes und Dauerndes schafft. Man nennt ja gerade uns Schwaben mit Vorliebe Partikularisten. Gewiß, wir sind es und werden es so gut bleiben, wie andere deutsche Stämme. Aber wir wollen es im Bunde mit den andern veredeln zur unausrottbaren Heimatliebe, wir wollen es lernen, fremde Eigenart zu schätzen und uns an ihr heranzubilden und zu fördern in allem, was unsere politische und soziale Aufgabe erfordert. Wir wollen uns freimachen von aller Kleinheit und Kleinlichkeit, und wenn wir dafür verlangen, daß andere an uns schätzen und anerkennen, was wir vermöge unserer Eigenart leisten — nun gut, so möchten wir den sehen, der uns das Recht dazu bestritte oder uns darob tadeln möchte. Es ist ja wahr, ein gewisses Mißtrauen, so eine Art von heimlicher Angst davor, daß unsere Schwerfälligkeit und unsere Verschlossenheit uns zurückdrängen könnte im Vorwärtsschreiten der deutschen Völker und im kecken Erfassen unserer nationalen Pflichten, wird uns immer bleiben und wird immer wieder da und dort Mißstimmungen hervorrufen. Aber wir kommen gewiß auch darüber hinweg, wenn wir nur zeigen, daß darunter unser Vertrauen zur deutschen Kraft nicht Not leidet, und daß wir festhalten an

unserer Eigenart nicht aus Trotz und Eigensinn, sondern geleitet von der Überzeugung, daß wir unser Bestes hingeben, wenn wir uns selbst untreu würden. Und ein solches Opfer verlangt niemand von uns, wie auch wir es von niemand verlangen.

Jugend und Mannheit sind bei Max Eyth in eine Zeit gefallen, die für die deutschen Stämme bittere und herbe Lehrjahre waren. Er hat sie durchlebt in der Fremde; er hat die Entwicklung unseres Volkes beobachtet aus der Ferne, und es war ihm vielleicht gerade dadurch gegeben, ruhiger und freier über alles zu urteilen als andere. Und er hat das getan als einer der treuesten Söhne seiner schwäbischen Heimat. Nicht daß er sich darüber gegrämt hätte, daß er sich mehr als einmal in schroffem Gegensatz zu den landläufigen Anschauungen derselben wußte. Man hielt ihn für einen Preußenfreund und zürnte ihm darüber; er läßt sich das gutmütig gefallen, weil er weiß, daß die Zukunft auch hierin Wandel schaffen werde. Er erkennt die Tüchtigkeit und den Fleiß auch bei denen, für die er altem Herkommen gemäß nur Feindschaft hegen sollte. Er rühmt den amerikanischen Freiheitssinn und die englische Zähigkeit in der Politik wie in der Industrie; ja er sieht mit ehrlicher Bewunderung auch hinauf an der geistigen Regsamkeit und dem Patriotismus der Franzosen und weiß überall das Gute und Große herauszufinden, ohne auch nur mit einem Gedanken, ja mit einem Worte sich jener stumpfen und dumpfen Bewunderung des Fremden schuldig zu machen, die so oft und so mit Recht als ein Fehler gerügt und mißachtet wird. Man muß hören und lesen, wie in der großen Zeit der Jahre 1870 und 1871 jeder seiner Gedanken der Heimat zugewendet ist, wie er

sich freut mit den Seinigen über jeden neuen Sieg, und wie es ihm Herzenssache ist, mit sich darüber ins Klare zu kommen, was dem neuen deutschen Reiche not tut an Kraft und Stärke, um zu wahren und zu hüten, was es in blutigem Kampfe errungen. Und wenn er auch dann, als die innere Ausgestaltung begann, als die Parteien sich gegeneinanderstellten und die Zeit jener parlamentarischen Kämpfe anhub, in denen der Name Bismarck vor allen andern erklang, sich nicht mengen wollte in das politische Getriebe, wenn er ruhig und entschieden festhielt an seiner nationalen Gesinnung und es doch für überflüssig und unwürdig hielt, sich auf eine bestimmte Parteirichtung einzuschwören, so geschah das gewiß doch nur deshalb, weil er sich auch hier als ein freier Mann das Recht wahren wollte, seine eigenen Wege zu gehen und vielleicht einmal auch etwas gut und brav zu heißen, was ihm sonst als schwerer Fehler gegen das Parteiprogramm angerechnet worden wäre. Wir finden ja in seinen Briefen nicht gar zu viele derartige Erörterungen. Auch hier wie in allem, was für ihn Sache persönlicher Überzeugung und — persönlichen Glaubens ist, eignet ihm eine gewisse Scheu, sich andern mitzuteilen, es müßte denn nur denen gegenüber sein, bei denen er auf ein volles Verstehen rechnen darf. Und deren sind ja immer nur wenige!

Es mag vielleicht für den und jenen eine gewisse Enttäuschung sein, bei Max Eyth gerade über das, was heute im Vordergrund des Interesses für den modernen Menschen steht, über soziale und politische Fragen so geringe Ausbeute zu finden. Und mancher mag über den vergeblichen Versuch, ihn da oder dort bei einer bestimmten Parteirichtung unterzubringen, mißmutig werden, weil er

nicht begreifen kann, daß so etwas heutzutage überhaupt noch möglich ist. Aber Max Eyth, meine ich, sei darum vielmehr zu loben. Für ihn, dessen ganzes Innenleben, dessen ganze Weltanschauung hinweggeht über das Zerspaltene und Schwankende, der sich im Wollen und Streben so ganz zur harmonischen Persönlichkeit ausgebildet und sich selbst erzogen hat in eiserner Zucht zu einem Manne von zielbewußtem Willen, paßt am wenigsten das politische Treiben, das mit solchen Anlagen am wenigsten rechnen darf, das nichts weiß von dauernden Werten, und jeden Tag vor die Notwendigkeit von Kompromissen stellt, die immer ein kleineres oder größeres Opfer an Selbstachtung und Freiheit verlangen! Aber mit solchen Wankungen und Schwankungen, in denen man so viel verliert und so wenig gewinnt, will und kann Max Eyth nichts gemein haben. Er beobachtet sie mit der ruhigen Gelassenheit des Mannes, der in einem reichen Leben gelernt hat, wahr und gut nur das zu nennen, was er selbst als solches erkannt hat. Ist das möglich im politischen Gären der Gegenwart? Das ist vielleicht wiederum etwas von der schwäbischen Eigenart, von der wir schon gesprochen, diese „Eigenbrödelei", dieses sichtbare Streben, allein zu stehen und allein seine Wege zu gehen. Wir dürfen aber nicht vergessen: alles das, was wir gemeinhin so nennen, findet sich bei Max Eyth veredelt und verfeinert durch eine Lebenskunst und durch einen natürlichen Takt, der doch nur dem eigen ist, der nicht an der Scholle hängen blieb, sondern draußen in der Welt und im Umgang mit andern erkennen lernte, daß auch äußere Formen, wenn sie nur nicht überwiegen, sondern einen natürlichen Bestandteil sittlichen Wollens bilden, ihren Wert haben. Dem Mangel an dieser Er-

kenntnis begegnen wir in Schwaben nur gar zu oft. Manchmal will es uns ja sogar bedünken, als ob man sich auf diese Formlosigkeit geradezu etwas zugut täte und sich damit so recht in Gegensatz zu denen setzen wollte, die der Meinung sind, daß echte und tiefe Bildung ihren Ausdruck auch finden müsse in dem Verkehr des Menschen mit dem Menschen. Und es ist ja nicht jedem gegeben, solchen Eigensinn umzusetzen in eine ideale Energie, die aus allem eben gerade das herausholt, was in den Rahmen ihrer Anschauung paßt und sie ihrem Ziele näher bringt. Mancher strauchelt bei allem ehrlichen Streben, sich zu lösen von solchen Ketten, doch immer wieder über dieselben, und verbittert darüber, gefällt er sich dann in bissigem Spott über das, was er eben nicht erreichen kann. Oder aber, er sinkt kraftlos wieder zurück in das trockene Einerlei des gewohnten Lebens und läßt sich genügen an dem, was der Tag und die Stunde bringt. Er wird, mag er nun treiben als Beruf was er will, zum Handwerker, dessen Glieder immer schwerfälliger und dessen Sinne immer gleichgültiger werden gegen alles, was neu und fremd ist. Das ist auch so ein Stück schwäbischer Eigenart, und manchmal will uns auch aus den Briefen des jungen Eyth ein Ton vernehmbar werden, der von solchem Verzagen Kunde gibt. Aber dieser Ton wird immer schwächer und leiser. Denn es ist ihm gegeben wie kaum einem andern, das Trübe und Beschwerende, was ihm diese Eigenart gegeben, mehr und mehr von sich zu streifen und sich nur das zu wahren, was ihm den Wert einer über der Durchschnittslinie stehenden Persönlichkeit sichert. Er ist ein Schwabe geblieben bis heute, aber er ist zugleich auch ein Mann geworden, für den es keine Schranken engherziger Absonderung gibt, das

Weltbürgertum und die Vaterlandsliebe, die so manchem seiner Landsleute in ihrem zwiespältigen Wesen zum Unsegen geworden ist, hat er zusammengeschmolzen zum echten deutschen Menschentum, das auch die nationalen Gegensätze auszugleichen vermag durch die Ehrfurcht vor der Pflicht und der Arbeit. Das ist bei ihm die lautere Mischung von idealem Sinn und praktischem Streben, von denen jeder Schwabe sein Teil abbekommt. Wie er damit haushält in seinem Dasein, das ist seine Sache. Max Eyth hat sein Pfund nicht vergraben. Er hat es tüchtig umgetrieben als verständiger und kluger Mann, aber er hat das, was es ihm brachte, nicht selbstsüchtig verwahrt, sondern mit vollen Händen ausgeteilt an alle, die gleich ihm den Zweck des Daseins erkennen als das Dienen für andere!

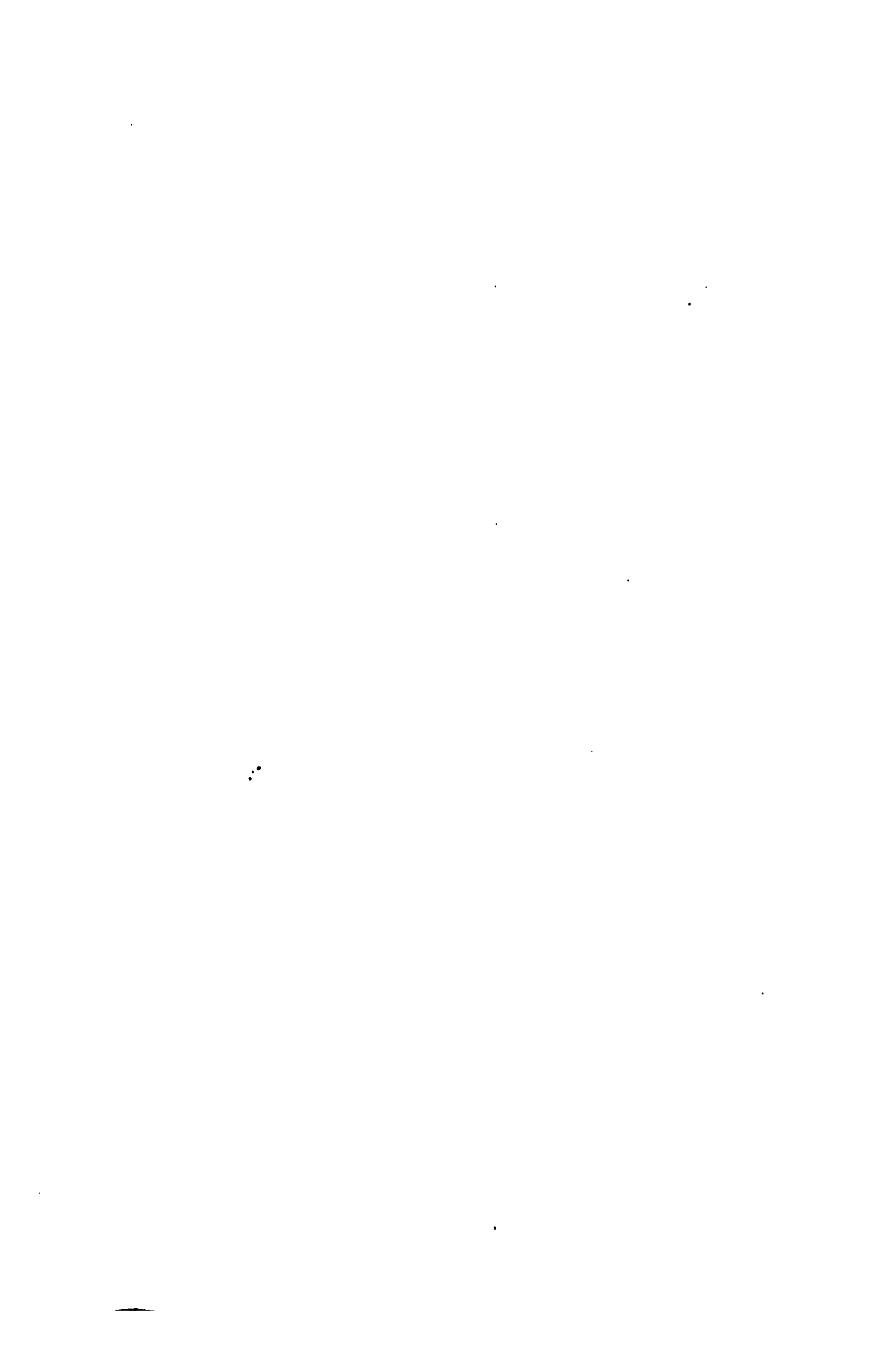
In einem behaglichen Heim, hoch über dem Tale, aus dem in die blaue Luft hinein die schlanken Türme des Ulmer Münsters ragen, hat Max Eyth Ruhe und Stille gefunden. Freilich keine untätige Stille. Der Mann, der so kerngesund ist an Seele und Leib, hat der Gedanken und Pläne noch gar viele. Aus dem reichen und unerschöpflichen Born seiner Erinnerungen tauchen ihm immer wieder Gestalten auf, die er festhalten, die er denen zeigen möchte, die seinem Leben und Schaffen Treue und Liebe bezeugen. Und ihrer sind so viele, so unendlich viele. Wer einmal nur den lieben Mann gesehen und seine Hand gedrückt, wer sich einmal nur von ihm erzählen ließ von seinen Zügen durch die Welt, der scheidet von ihm mit dem unauslöschlichen Eindruck, einem seltenen Menschen gegenübergestanden zu sein. Er prunkt ja nicht mit dem, was er weiß und erlebt hat. Schlicht und einfach, wie er selbst ist, klingen seine Worte, aber sie kommen aus einem warmen Herzen

und berichten von einem Leben, das so friedlich ausklingt in dem Idyll des Alters, weil es nicht vorbeiführte an der breiten, staubigen und heißen Heerstraße, sondern der Arbeit und Mühen gar vieles gebracht und sie alle überwunden hat durch rastlosen Fleiß und unerschütterliches Festhalten an den Zielen, die er sich gesteckt.



Techniker, Erfinder und Schriftsteller.







Wenn einer Max Eyth fragen würde, wie er Schriftsteller geworden sei, so würde er ihm vielleicht mit behaglichem Lächeln antworten, er habe Tinte, Feder und Papier genommen und geschrieben. Das klingt ja freilich sehr einfach, es charakterisiert aber auch in gewissem Sinn das ganze literarische Schaffen Eyths. Denn was er auch sann und dichtete, das hat er sich nicht mühsam abgerungen, und er hat niemals etwas geschrieben, zu dem er nicht von innen heraus den Drang verspürt hätte. Aus diesem heraus entstand ja das Köstlichste, was wir von ihm besitzen und was seinen Namen durch alle deutschen Lande getragen hat, sein „Wanderbuch eines Ingenieurs", das, allmählich fünf Bände umfassend, nun zu dem dreibändigen Werke „Im Strom unserer Zeit" umgearbeitet vor uns liegt. Es sind ja freilich „nur Briefe", Briefe des Jünglings aus der Fremde, die er den Eltern in den buntesten Farben und mit dem frischesten Humor schildert, Briefe des reifen Mannes, der mitten in der Arbeit steht, und die seltene Ruhe und Stille, die ihm beschieden ist, dazu benutzt, den Seinigen Rechenschaft abzulegen von seinem Leben und Streben, und Briefe endlich aus einer Zeit, da sich erst leise, dann aber immer stärker und dringender das Bedürfnis nach Ruhe und Stille regt, die es ihm nach langem Wandern möglich macht,

Einkehr und Umschau bei sich selbst zu halten, das Inventar seines Lebens zusammenzustellen und Gedanken und Pläne zur Tat werden zu lassen, die er lange in sich getragen. „Nur Briefe", wird ja wohl der und jener sagen, der diese inhaltreichen und doch so anspruchslosen Blätter flüchtig durchliest und sich nicht müht, aus diesem scheinbaren Vielerlei den Goldgehalt eines echt deutschen Gemütes, die Heimatstreue und Arbeitsfreude herauszuheben, sich selbst auch an ihr zu kräftigen und zu laben zu frohem Schaffen. Und Eyth macht einem jeden, der diese Briefe in die Hand nimmt, das so leicht. Es ist einem, wie wenn man einem lieben Freund zur Seite wanderte über Berg und Tal, man sieht Kleines und Großes, Erhabenes und Schönes, aber auch Häßliches und Niedriges. Man horcht aufeinander, weil man weiß, daß ein warmes Verstehen den einen mit dem andern verbindet, man freut sich gemeinsamer Beobachtungen und man läßt sich gerne berichten und belehren von dem Weltkundigen und Erfahrenen über Dinge, denen man selbst noch fremd und vielleicht auch scheu gegenübersteht. Und man ist da bei Max Eyth in guten Händen! Er ist ein Briefschreiber, wie man nicht so leicht wieder einen findet; er plaudert behaglich von den scheinbar harmlosesten Dingen, und er führt uns, ohne daß wir es wissen und manchmal auch wollen, vom Alltäglichen hinweg und hinauf vor Probleme und Bilder, die über uns stehen und uns auf Wege weisen, die wir gehen müssen, wenn wir uns zurechtfinden wollen in den Kreuz- und Querzügen des Lebens. Und ist's das nicht, wollen wir einmal die Hände in den Schoß legen und uns von ihm erzählen lassen von dem, was er erschaut und erlebt, dann ist es uns, als säßen wir bei ihm im wohlig-behag-

lichen Zimmer. Draußen rauscht und flutet die Unrast und das tolle Jagen vorbei, hier aber ist's stille und friedlich, hier waltet eine herzerquickende Harmonie, und die Bilder, die er in buntem Wechsel an uns vorüberziehen läßt, muten uns an wie kleine Kunstwerke, die scheinbar so schlicht und einfach entstanden sind und doch in warmem Leben pulsen, doch immer hinausweisen in die Wirklichkeit mit all ihrem Wechsel an Glück und Leid, an Erfolgen und an Mißlingen. So hat Max Eyth seine Briefe geschrieben. Es liegt in ihrer kunstvollen Form, in ihrem leichtflüssigen Stil und in ihrem reichen Inhalt nichts Gemachtes und Absichtliches; sie sind so, wie sie geschrieben wurden, ein Stück seines Lebens und seiner Persönlichkeit, sie sind mit Ernst und im Humor die reiche und völlige Lebensgeschichte eines Mannes, der das schöne dichterische Erbteil der Eltern nicht zerbröckeln ließ im Staub und Schutt der Arbeit, sondern es heilig hielt als einen Talisman, der ihm immer wieder neue Kraft und neuen Mut gab, wenn die Glieder matt werden wollten im Einerlei des Tagwerks. „Wenn die Fabrikpfeife“, so erzählt er selbst im Vorwort zu seinen „Feierstunden“, „ihren schrillen Abendruf durch Mark und Bein sandte, und wir müde und abgespannt nach Hause trollten, später auch, wenn es nicht mehr nötig war, nach einer Dampfpfeife zu tanzen, unterbrach hin und wieder eine Feierstunde oder gar ein Feiertag das einförmige oder buntgewürfelte Treiben des Berufs. Dann fand ich mich zurück in die Welt, in der ein tröstender Genius dem geplagten Wanderer die Steine der Wirklichkeit aus dem Pfade räumt und manchmal eine Blume am Wege blüht, die des Pflückens und eines Herbariums wert scheint.“

Der Romantik, die seine Jugend in dem weltfernen Jagsttale umgab, die ihm erzählte von wundersamen Geschichten und Gestalten, hat Max Eyth in seinem poetischen Jugendwerk: „Volkmar, Historisch-romantisches Gedicht", ihren Tribut entrichtet. Der Kaiserstreit Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich um das Jahr 1322 ist der geschichtliche Boden, auf dem sich die Handlung desselben, die Schicksale eines kampfesfrohen und treuen ritterlichen Jünglings abspielen. Man denkt dabei an Gottfried Kinkels „Otto der Schütz'" und an Oskar von Redwitz' „Amaranth", vielleicht auch an die romantischen Rittergestalten Ludwig Uhlands, und man lauscht gerne dem Singen und Sagen von Streit und Minne, das in wechselnden Melodien, bald schwer und wuchtig wie der Tritt Geharnischter, bald leicht und zierlich, wie das Saitenspiel eines Liebenden an unser Ohr klingt. Es sind in diesem „Volkmar", mag das Ganze auch einer vergangenen Zeit angehören, doch Lieder von prächtiger Frische und süßem Klang; und es ist nur zu verwundern, daß für das eine oder andere derselben sich noch keine Musik gefunden haben soll. Lieder sind es ja auch, die in dem schon erwähnten Geschichtenbuch „Feierstunden" einen wesentlichen Bestandteil bilden und uns nicht nur von allerlei Erlebnissen aus der Jugend- und Wanderzeit Eyths unter dem Titel „Feilspäne" und „Lieder vom Schraubstock" erzählen, sondern auch einen, soviel wir wissen, den einzigen dramatischen Versuch Eyths, sein Lustspiel: „Der Waldteufel" aufweisen. „So entstanden", berichtet er selbst, „die Skizzen und Geschichtchen, die dieser Band zusammenfaßt; bald im Rauch eines Fabrikviertels, bald im herbstlichen Nebel eines halbgepflügten

Feldes, bald in der Einsamkeit einer Millionenstadt, bald am schweigenden, dämonenbelebten Rand einer Wüste. Am wunderlichsten war vielleicht die Entstehung des „Waldteufels“, dessen erste beide Aufzüge ich malaria- und heimwehkrank in einer Lehmhütte am versumpften Ufer des Burlossees im Nildelta schrieb. Ein Paket für Zuckerhüte bestimmten Umschlagpapiers, das sich in einer kleinen, verkrachten Zuckerfabrik der Nachbarschaft vorfand, kam mir hierbei sehr zustatten. Dem Stück aber merkt man an, hoffe ich, daß mich damals die alte Heimat wieder einmal gewaltsam ans Herz zu ziehen suchte.“ In der Tat, in diesem Stück voll gesunden, harmlosen Humors, voll grotesker Szenen und Figuren, bei denen einem unwillkürlich Justinus Kerner und Eduard Mörike in den Sinn kommt, weht einem echte Heimatluft an, man fühlt sich unter lieben und braven Menschen, die wohl ihr Zöpflein im Nacken hängen, aber auch eine gute Dosis schwäbischen Humors zur Verfügung haben. Eyths Lustspiel hat bis jetzt noch nicht das Bühnenlicht erblickt; geschieht es aber doch einmal, und es wäre zu wünschen, dann mag man spüren, welche Fülle von Gemüt und frohem Sinn in diesem schwäbischen Lustspiel steckt.

Der engeren Heimat und ihrer Geschichte hat Eyth auch in seiner historischen Erzählung „Mönch und Landsknecht“ gedacht, die in der Zeit des Bauernkrieges spielend, ein fesselndes Gemälde von den Unruhen, die damals durchs schwäbische Land zogen, gibt. Man merkt, daß Eyth auf gründlichen historischen Studien fußt; man merkt aber auch, daß dem Dichter in der Erinnerung an die Heimat und die Jugendzeit manche vertraute Gestalt, mancher stille Weg und Winkel wieder begegnet, und daß

es ihm Sache des Herzens war, sie mit sicherem Geist zu zeichnen, um durch sie gleichzeitig seinen treu-protestantischen Glauben zu bekennen. Mag sein, daß diese, wie so manche andere Erzählung Eyths, den modernen Geschmack gar zu sehr an die alte Schule erinnert, wo man sich nicht so sehr mit tiefsinnigen und manchmal recht spitzfindigen, seelischen Problemen, als vielmehr mit der breitbehaglichen Schilderung der Geschehnisse und Charaktere, wie sie einem in ihrer natürlichen Erfassung gegeben schienen, befaßte. Dafür bieten sie eines, was wir in der literarischen Gegenwart nur zu oft suchen, ohne es zu finden, Wahrheit und Echtheit, Menschen von Fleisch und Blut, bodenständige Charaktere, die ihre beste Lebenskraft aus der Heimaterde ziehen und sich nicht in einem haltlosen Übermenschentum gefallen, das sie selbst und andere verwirrt und verleitet zu sittlichen Kraftproben, deren Ergebnis doch nur ein kläglicher Zusammenbruch aller ihrer kühnen Hypothesen vom Rechte der Persönlichkeit und anderer tönender Schlagworte unserer Zeit ist. Auf seine Wanderfahrten in die Kreuz und Quere nimmt uns dann Eyth wieder mit in seinen Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs: „Hinter Pflug und Schraubstock", in denen er uns in Prosa und in Versen, in düsterem Ernst und in gemütlichem Humor von mannigfachen kleinen Erlebnissen, von den Leiden und Freuden eines technischen Globe-trotters und seinen Begegnungen mit mancherlei originellen Menschen berichtet, dabei aber immer wieder ohne jede Aufdringlichkeit und doch deutlich und eindringlich auch von dem Werte des Wissens und von der stärkenden Hülfe treuen Pflichtbewußtseins erzählt.

Das ist ja auch der Grundton, auf dem Eyths groß

angelegter und meisterhaft durchgeführter Roman — ich möchte ihn am liebsten eine technisch-mathematisch-archäologische Geschichte nennen —: „Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs" gestimmt ist. Es gibt Leute, die sich von ihm an Mark Twain und seinen grotesken Humor oder an Jules Verne und seine naturwissenschaftlichen Phantasien erinnern lassen wollen. Es gibt aber auch andere, die sich von diesem Buch am liebsten eben wieder an Max Eyth und seine Liebe für das Land der Pharaonen mit all seinen Geheimnissen und Wundern erinnern lassen. Und ich meine, die haben das beste Teil erwählt. Wozu auch immer den Vergleich mit andern, wo man es doch mit einem Manne zu tun hat, der in diesem Werke sein Bestes und Eigenstes zu geben sucht aus einer Zeit, da er allein und mit andern an den Ufern des Nils und am Fuße der Pyramiden den Rätseln des Menschengeistes und dem geheimnisvollen Zauber der Zahlen nachsann und nachforschte. Die hehre Majestät einer Jahrtausende zurückliegenden Vergangenheit verwob er vermöge seiner Dichterphantasie mit dem bunten und ruhelosen Treiben der Gegenwart, mit ihrem nervösen Hasten und Jagen, ihrem so gerne an der Oberfläche aller Erscheinungen haftenden flüchtigen Betrachten. Er weist uns mahnend hin auf die eherne Ruhe einer vergangenen Kultur, die nur so Großes und Gigantisches schaffen konnte, weil sie sich nicht zersplittern ließ von tausenderlei Nebendingen, sondern alle ihre Kraft zusammenfaßte im zähen Wollen und Festhalten eines die Jahrtausende überdauernden Werkes. Es ist ein buntes und manchmal recht lustiges Menschengewimmel, das Eyth sich im Schatten der Cheops-

pyramide und in den Städten Ägyptens zusammenfinden läßt, und es ist gar ergötzlich, wie er die Fäden geistigen Zusammen- und Auseinanderlebens zwischen ihnen hin- und herlaufen läßt, um immer wieder mitten hinein in diesen Wirrwarr der Sprachen voll und hallend den Ton erklingen zu lassen von dem geheimnisvollen Wirken und Schaffen natürlicher und geistiger Kräfte, das sich in himmelragenden Bauten ein Denkmal geschaffen, vor dessen Quadern und Wänden auch der Geist des modernen Menschen Halt macht, sich vor ihnen zu beugen als vor einem unfaßbaren Rätsel.

In der Tat halten wir Eyths „Kampf um die Cheopspyramide" für sein geistvollstes und eigenartigstes Werk. Genaue Kenner der englischen Literatur, wie er selbst ja einer ist, mögen in ihm auch mehr als einmal englische Anklänge und Einflüsse spüren und finden, aber doch immer wieder zurückkehren zu dem Reichtum deutschen Gemüts und dem Schatz universellen und tiefgründigen Wissens, der in diesem Buche liegt. Denn daß Eyths Bildung keine einseitige und von trockenem Fachwissen bestimmte und umgrenzte ist, das erfahren wir schon aus seine Briefen, und das kündet uns auch jede Seite seines ägyptischen Geschichtenbuchs, das freilich, wie wir hinzusetzen möchten, nicht das ist, was man eine leichte und gefällige Lektüre für müßige Stunden nennt, sondern als der Pfadsucher und Pfadfinder der ernstesten geschichtlichen und geistigen Probleme auch mit Ernst und Nachdenken gelesen und durchdacht sein will! Allzu schwer macht einem das ja freilich Eyth nicht. Denn auch hier steht er vor uns als Meister der Erzählung und der greifbar-anschaulichen Schilderung, und wir wünschten nur, dem Manne, der so zu berichten

und zu sagen weiß von Menschenschicksalen und Geschichten, käme zu ruhiger Ausgestaltung noch ein Stoff in den Sinn und in die Feder, an dem er seines Geistes Frische und seiner Gedanken hohen Flug erweisen könnte!

* * *

Ist der Dichter ein Erfinder oder der Erfinder ein Dichter? Das ist eine Frage, die wohl schon manchmal in den tiefsinnigsten Erwägungen erörtert und doch niemals zu einer Entscheidung gebracht worden ist. Zweimal hat Max Eyth Gelegenheit genommen, sich damit zu beschäftigen. In seinem Buche „Lebendige Kräfte, Sieben Vorträge aus dem Gebiet der Technik“, finden sich zwei Vorträge, deren einen „Poesie und Technik“ wir schon früher erwähnten. Der zweite dieser Vorträge „Zur Philosophie des Erfindens“, mag diesem Thema wohl als Ergänzung dienen, weil er zeigt, daß Eyth das „Erfinden“, das ja auch in seinem Leben eine nicht geringe Rolle spielte, nicht erfaßt wissen will als eine mechanische und zufällige Tätigkeit, sondern als das notwendige Ergebnis intensiver geistiger Arbeit, die allen Erscheinungen in der Natur auf den Grund zu gehen und alle ihre Kräfte in Einklang zu bringen sucht.

Auch das Leben des Technikers und des Erfinders ist niemals ein Vollenden und Abschließen der Arbeit, es ist eine nie endende Reihe von Proben und Forschungen, deren Lösung nur in der Entdeckung neuer Probleme besteht und nur den befriedigt, der keinen Stillstand und kein Fertigsein kennen will. So mögen wir uns auch die technische und organisatorische Tätigkeit Eyths denken, und wenn auch hier in erster Linie der Fachmann das Wort

haben soll, um ihm und seinem Schaffen gerecht zu werden, so hat er doch gerade in dem schon genannten Buche „Lebendige Kräfte" eine Fülle von Gedanken niedergelegt, die auch auf den Laien anregend und fördernd wirken. Gerade auch die Philosophie des Erfindens, gestellt unter den Sehwinkel der kulturellen Entwicklung der Menschheit, führt zu immer neuen Anregungen, weil dieselbe von ihrer unbeholfenen und mit allen möglichen Versuchen umhertastenden Kindheit uns durch die Jahrtausende hindurch zu den Errungenschaften der Gegenwart und den Aussichten für die Zukunft führt. Es sind keine mühelosen Wegstrecken, die eine jede Erfindung zurücklegen muß; die Konzeption des Gedankens, seine Verkörperung und schließlich seine Verbreitung erfordern alle geistige Kraft, und wenn es auch den Anschein haben will, als ob gerade in der Gegenwart, im Strudel und der Gärung des technischen Wettkampfes sich diese Kraft verzehren und zersplittern wollte in kühnen Problemen und Hypothesen, so wird der Techniker und Erfinder sich doch dadurch nicht beirren lassen in der Arbeit. „Es ist leicht und müßig", sagt Eyth zum Schlusse seiner Betrachtungen über die Philosophie des Erfindens, „sich nach Art Bellamys eine Zukunft auszumalen, die jeder Berechnung spottet. Du Bois-Reymond hat vor zwei Jahrzehnten mit Recht das berühmt gewordene «Ignorabimus» ausgesprochen, und hat mit Recht die Grenze da gezogen, wo das materielle Leben in das des Geistes übergeht. Wir müssen uns hüten, dem Erfinder, dessen Gebiet die Welt der Materie ist, ein ähnliches «Non possumus» zuzurufen. Denn von nichts, aber auch von nichts innerhalb ihrer großen und einfachsten Gesetze, können wir behaupten, daß es für immer der Herr-

schaft des menschlichen Geistes entrückt bleiben werde. Sein Wissen und Können hat in der endlichen Welt keine bestimmbaren Grenzen; aber immer wird er auch in dieser Welt der Materie einer Unendlichkeit gegenüberstehen und bis ans Ende der Tage mit all seinem Wissen und Können nicht aufhören, in weite dämmernde Fernen zu blicken. Und auch in jenen fernen Zeiten, die wir nur anzudeuten wagen, wird derselbe Menschengeist, der in der Urzeit das Feuerbohren erfand, an größeren Problemen sein Können erproben, und aus dem Grund seiner Seele werden wieder und wieder Geistesblitze aufflammen, die ein weiteres Stück seines Weges durch Raum und Zeit erleuchten. Denn der Erfinder wird in diesem irdischen Dasein nie zur Ruhe kommen, solange der Mensch bleibt, was er ist: ein Ebenbild des Schöpfers, ein Wesen, in das Gott einen Funken seiner eigenen schaffenden Kraft gelegt hat."

Als Techniker und, im Hinblick auf seine Tätigkeit als Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, auch als Organisator, war Max Eyth mehr ein Mann der praktischen Arbeit als der Feder. Er hat seine reichen und für den Fachmann auch heute noch wertvollen Erfahrungen wohl in einer Reihe von Beiträgen zu Zeitungen und Zeitschriften niedergelegt, die wir ebenso wie seine Erfindungen und Konstruktionen an geeigneter Stelle aufzählen werden; an selbständigen Werken haben wir von ihm neben den „Lebendigen Kräften" (1905) nur aus dem Jahre 1867 ein größeres Werk: „Das Agrikultur-Maschinenwesen in Ägypten nach seinen Hauptbestandteilen dargestellt", das Schilderungen der landwirtschaftlichen Bewässerung, des Dampfpfluges und der Baumwollkultur in Ägypten enthält, sowie des Schriftchen: „Die König-

liche Landwirtschaftliche Gesellschaft von England (Royal Agricultural Society of England) und ihr Werk" (1883) in dem er, gerade mit seiner landwirtschaftlichen Gründung beschäftigt, dem deutschen Publikum sein englisches Vorbild in allen seinen Einzelheiten schildert, und meint, es sei nie zu spät, einem guten Beispiele zu folgen. Wir wissen, daß man diese Mahnung in Deutschland, gewiß nicht zu seinem Schaden, beherzigt hat. Eyth selbst hat in seiner englischen Laufbahn Vieles und Gutes auch hier gelernt. Der Mut, über kleinen Mißerfolgen die großen Ziele nicht zu vergessen, die gleichmäßige und gleichmütige Ruhe im Erfassen und Ausgestalten eines Gedankens, und der scharfe Sinn für Tatsachen, der jedes fruchtlose Träumen von vornherein unmöglich macht, das sind englische Errungenschaften!



Wir sind am Ende. Es steht geschrieben, daß unser Leben siebenzig Jahre währt, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.

Mühe und Arbeit, jawohl! Aber auch Segen und Erfolg und Dank. Der Ehren viele hat Max Eyth erfahren. Mit Orden und Titeln hat man ihn ausgezeichnet, zahlreiche Vereine haben ihn zum Ehrenmitglied ernannt, und er hat das Recht, sich darüber zu freuen. Denn bei all der ungekünstelten Bescheidenheit, die ihm gegeben, darf doch er gewiß vor vielen andern auch dessen gedenken, was er geleistet im Dienste seiner Zeit. Ein deutscher Pionier der Arbeit im fremden Lande, ein Denker und Finder

und Erfinder, und ein Held an selbstloser Treue zur Heimat und zur Pflicht, steht er vor uns. Als er im Jahre 1896 sein Amt als Geschäftsführer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft niederlegte, da kündete der Ehrenbrief und die Goldene Medaille derselben den Dank dem Manne, „dessen nie versagender Arbeitskraft und klarer Erkenntnis der Lebensbedingungen der Gesellschaft die weit schwierigere Aufgabe gelang, sie mit sicherer Hand in ihrer ersten Entwicklung zu leiten". Und im Jahre 1905 ehrten Rektor und Senat der Technischen Hochschule in Stuttgart Eyth durch Verleihung der Würde eines Doktor-Ingenieurs h. c. „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste in Bau und Einführung landwirtschaftlicher Maschinen, in Anerkennung seiner großen Leistungen im nationalen Interesse durch die Gründung und Ausgestaltung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und in Anerkennung seiner schriftstellerischen Arbeiten mit dem Ziele, das Verständnis in den gebildeten Kreisen unseres Volkes für das Ingenieurwesen und damit dieses selbst zu fördern". Und im gleichen Jahre zeichnete ihn der Verein Deutscher Ingenieure durch Verleihung der Grashoff-Denkmünze aus. Er verlieh sie „dem Manne, der zu einer Zeit, da man die deutsche Technik im Ausland noch nicht kannte, als ihr Jünger in die weite Welt hinauszog und rühmliche Leistungen als ihr Ingenieur vollbrachte — der, in die Heimat zurückgekehrt, durch die Begründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft der Industrie neue und segensreiche Bahnen eröffnete —, der seine Mußestunden schriftstellerischen Arbeiten gewidmet hat, die das Ansehen des Ingenieurstandes in weiten Kreisen zu heben und unsern Fachgenossen hohen Genuß zu bereiten geeignet sind".

Und nun, da wir von ihm scheiden, da wir heraustreten aus seinem behaglichen Heim und von luftiger Höhe hinabblicken in das grünende Tal und hinüber zu den duftumhüllten Bergen, da wir noch einmal zurückschauend zum Abschied, im Frühlingssonnenschein den lieben Mann stehen sehen, geht uns ein Lied durch den Sinn, das vor manchen hundert Jahren ein Dichter sang der deutschen Heimat zu Ehren. Herr Walter von der Vogelweide war's, der also sang:

Ich hân Lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,
kunde ich je mîn Herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site!
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiuschiu zuht gât vor in allen.





Nun mag hier ein Verzeichnis der technischen und literarischen Arbeiten Max Eyths, soweit sich dasselbe zusammenstellen läßt, folgen.

1. Literarische Arbeiten.

(Die selbständigen Werke sind bereits im vorhergehenden angeführt. Hier handelt es sich nur um Broschüren und Beiträge zu periodischen Druckschriften.)

1. Eyths variable Expansion. Zivilingenieur. Bd. 5. 1858.
2. Der schädliche Raum bei stationären Dampfmaschinen. Zivilingenieur. Bd. 6. 1859.
3. Die Lenoirsche Gasmaschine. Zivilingenieur. Bd. 8. 1861.
4. Die Ziegel- und Backsteinmaschinen auf der Ausstellung der R.-Agric.-Soc. zu Leeds. Dinglers Polytechn. Journal. 1861.
5. Skizzen aus der Londoner Weltausstellung 1862. Dinglers Polytechn. Journal. 1862.
6. Hühnerbrutanstalten in Ägypten. Württ. Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft. 1865.
7. Steam cable towing (Broschüre). New-York 1868.
8. Wirerope navigation. — Proceedings of the

Institution of Mechanical Engineers. London 1869.

9. On the practical working of Fowlers double engine steam. ploughing machinery. (Broschüre.) 1874.
10. On the use of iron and steel in High pressure boilers. Proceedings of the Institution of Mechanical Engineers. 1879.
11. On the irrigation of Egypt. (Broschüre.) 1879.
12. Pera and California. (Steamploughing machinery.) (Broschüre.) 1880.
13. Vierundzwanzig Stunden in Ägypten. Über Land und Meer. 1880.
14. Frachtschiffahrtsschwierigkeiten auf der oberen Donau. Broschüre für den Donauverein zu Wien. 1884.
15. Das Wasser im alten und neuen Ägypten. Mitteilungen des Klubs der Landwirte zu Berlin. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1891.
16. Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland, England und Amerika. (Broschüre.) 1893.
17. Das landwirtschaftliche Maschinenwesen auf den Ausstellungen der D. L. G. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. 1894.
18. Landwirtschaftlich-technische Abenteuer in drei Weltteilen. Mitteilungen des Klubs der deutschen Landwirte. Berlin 1895.
19. Vergangenheit und Zukunft der Ausstellungen der D. L. G. (Arbeiten der D. L. G.) Heft 15. 1896.

20. Ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes. Jahresbericht des Württ. Vereins für Handelsgeographie. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1898.
21. Die Kanalwirtschaft Süddeutschlands. Jahrbuch der D. L. G. 1899.
22. Binnenschiffahrt und Landwirtschaft. Verbandsschrift des Deutsch-österr.-ungarischen Verbands für Binnenschiffahrt. 1899.
23. Die Sprengung des Eisernen Tors und die freie Donauschiffahrt. Handelsgeogr. Verein zu Stuttgart. 1900.
24. Die Hindernisse der deutschen Binnenschiffahrt. Mitteilungen des Polytechn. Vereins zu München. 1900.
25. Mathematik und Naturwissenschaft der Cheopspyramide. Mitteilungen des Math.-naturw. Vereins zu Ulm. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1901.
26. Die Wasserwirtschaft Ägyptens. Mitteilungen des Polytechn. Vereins zu München. 1902.
27. Zur Philosophie des Erfindens. Mitteilungen des Handelsgeogr. Vereins zu Stuttgart. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1903.
28. Poesie und Technik. Zeitschr. des Vereins deutscher Ingenieure. 1904.
29. Wort und Werkzeug. Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. 1905.

* * *





C. F. Wintersche Buchdruckerei.